Band 846 • 2,00 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Im Namen des Leibhaftigen

Band 846 • 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 350





Im Namen des Leibhaftigen

John Sinclair Nr. 846

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 20.09.1994

Titelbild von John Harris

Sinclair Crew

Im Namen des Leibhaftigen

Als der Richter und die Geschworenen den Saal betraten, wurde es still. Alle Anwesenden waren bereits aufgestanden, und auch Woorie Cabal stand.

Er war gefesselt. Die Eisenringe schnitten in seine Handgelenke, doch er hatte sich im Laufe der Monate an diesen Schmuck gewöhnt. Er wußte auch, was ihn erwartete. Für einen fünffachen Killer würde es wohl keine mildernden Umstände geben.

Fünf Tote.

Fünfmal Grauen, fünfmal Tränen und Elend.

Dafür sollte es nun die Quittung geben, doch Woorie Cabal schien das nicht zu berühren, er lächelte nur…

Der Richter war ein Farbiger wie der Angeklagte. Nur stammte der aus Port au Prince, während der Richter ein echter Brooklyner war, einer, der von unten kam, dem auch die Probleme der Farbigen nicht fremd waren, der viel Verständnis aufbrachte und schon durch seine Urteile Wogen geglättet hatte, dem aber jedes Verständnis für die Taten fehlte, die Woorie Cabal zur Last gelegt wurden. Sie waren einfach zu schlimm gewesen, zu grauenhaft, und der Staatsanwalt, der in diesem Prozeß viele Punkte gewonnen hatte, hatte das richtige Wort dafür gefunden. Er hatte sie als dämonisch bezeichnet und nach dieser Aussage ein Leuchten in den Augen des Angeklagten hinterlassen, denn mit diesem Begriff war er wohl einverstanden gewesen.

In New York gab es die Todesstrafe nicht. In anderen Staaten wäre der Killer entweder auf dem elektrischen Stuhl oder in der Gaskammer gelandet. Ob jedoch die zu erwartende lebenslängliche Strafe besser war als der Tod, mußte man dahingestellt sein lassen, denn auch im Zuchthaus sprach es sich schnell herum, wer da eingeliefert worden war, und da konnte Cabal nicht mit Verständnis rechnen. Wie er getötet hatte, war einfach zu unmenschlich gewesen.

Der Richter und die Geschworenen nahmen ihre Plätze ein, und die Zuschauer setzten sich.

Niemand fotografierte. Es waren auch nur wenige Journalisten anwesend. Man hatte ihre Zahl bewußt klein gehalten, denn der Saal war klein, und man wollte keinen Aufstand der Pressefritzen.

Bevor Gordon Mazka das Urteil verlas, schaute er dem Angeklagten ins Gesicht. Er kannte es, er kannte es so gut, daß es ihn schon in seinen Träumen verfolgt hatte. Er kannte das wirre Haar, die kalten Augen, die dicken Lippen, die eingefallenen Wangen und das Gebiß, ja, das Gebiß.

Daran wollte Mazka nicht denken…

Cabal blieb gelassen. Er trug ein dunkelblaues Hemd und helle Jeans, die er extra hatte waschen lassen. An seinen Ohrläppchen schaukelten zwei goldene Ringe.

Gordon Mazka trank noch einen Schluck Wasser, um eine freie Kehle zu bekommen. Daß sie den Killer überhaupt hatten stellen können, verdankten sie einem Zufall, doch daran wollte er jetzt nicht denken. Er konzentrierte sich auf seine Urteilsverkündung und auf die Begründung.

Noch einmal - zum letzten Mal - ließ er die Schandtaten dieser menschlichen Bestie Revue passieren und schaute zu, wie sich so mancher Schauer auf dem Gesicht des einen oder anderen Zuhörers bildete. Selbst der Pflichtverteidiger, der Cabal zugewiesen war - ein junger Mann noch am Anfang seiner Karriere -, hielt den Blick gesenkt und auf seine gefalteten Hände gerichtet. Es sah aus, als würde er

beten, und vielleicht tat er das auch.

Gordon Mazka redete wie ein Automat. Er hatte in der Nacht noch geübt und dabei versucht, die Emotionen zu ersticken. So ganz gelang es ihm nicht. Hin und wieder rieb er mit einem weißen Tuch über seine Stirn, und es gab auch einige Stellen, die er trotz aller Übung noch einmal vorlesen mußte, was ihm niemand übel nahm, denn dieser Text war einfach zu grauenhaft.

Nach etwa einer Viertelstunde kam er zum Schluß der Rede. Er sprach davon, daß dieser Mörder der menschlichen Gemeinschaft entrissen werden mußte. Daß er nie mehr die Chance erhalten dürfte, seinem verfluchten Trieb nachzugehen. Er nahm das Urteil indirekt schon vorweg, und als die Zuhörer aufstanden, da warteten sie nur auf die Bestätigung.

Richter Gordon Mazka verurteilte den Mörder Woorie Cabal zu dreimal lebenslänglich. Zudem war Sicherheitsverwahrung angeordnet worden, und Cabal würde nie mehr freikommen, auch wenn er einmal begnadigt werden sollte.

Das Urteil war im Namen des amerikanischen Volkes gesprochen worden, und das Volk würde dankbar sein.

»Angeklagter, Sie haben das letzte Wort«, sagte der Richter, dessen Stimme leicht heiser klang.

Wieder hielt die Stille im Gerichtssaal Einzug. Die Millionenstadt New York schien weit weg zu sein. Sie alle hier schwebten über der Halbinsel Manhattan, einem brodelnden Moloch, der niemals zur Ruhe kam.

Der Verteidiger stieß seinen Mandanten an. Cabal kannte die Geste. Er stand nahezu provozierend langsam auf, schaute zuerst hinter sich, wo die Zuschauer in den Bänken saßen, und nicht wenige erschauderten, als der Blick dieser kalten Killeraugen über ihre Gesichter streifte, als wollte sich der Mörder jeden einzelnen genau merken. Dann drehte er sich wieder um und konzentrierte sich auf die Menschen, die vor ihm saßen, den Richter, den Staatsanwalt, auch die Geschworenen, die sich ebenfalls mehr als unwohl fühlten.

Gordon Mazka dauerte es zu lange. »Wollen Sie nun reden?« fragte er.

»Ja, ich will!«

»Dann fangen Sie an!«

Cabal nickte. Er schaute auf seine Handschellen, deren Stahl hell schimmerte. Dann hob er die Arme hoch und zeigte die Schellen. »Seht, was ihr gemacht habt. Ihr habt mich gefangen, ihr habt mich gekettet, ihr habt mich verurteilt, und ihr habt mich somit aus dem Verkehr gezogen. Ja, das denkt ihr, und ihr habt, verdammt noch mal, recht damit. Es ist alles in Ordnung, was euch betrifft. Dem Gesetz wurde genüge getan. Sogar einen schwarzen Richter habe ich

bekommen. Ihr habt euch viel Mühe gegeben. Aber ihr habt etwas vergessen.« Seine Stimme, die bisher monoton geklungen hatte, nahm an Schärfe zu. »Ihr habt vergessen, daß man einen Cabal nicht einsperrt, daß ein Cabal etwas Besonderes ist. Daß er nichts ohne Grund tut, daran habt ihr nicht gedacht. Ein Cabal wird sich von Menschen nie unterkriegen lassen. Ein Cabal ist mächtiger als die Menschen, weil ein Cabal mehr kennt als ihr. Ich habe mein Urteil genau verstanden, ich werde hinter den dunklen Mauern verschwinden, und ihr werdet mich so schnell nicht mehr zu Gesicht bekommen. Aber ich sage euch, es ist noch nicht beendet, es fängt erst an. Man sperrt einen Cabal nicht ein, denn nach mir wird jemand kommen, der stärker ist als ich. Er weiß bereits Bescheid. Vielleicht ist er schon hier. Vielleicht bewegt er sich schon durch New York, ohne daß ihr davon erfahren habt. Es ist alles möglich. Wenn er hier ist, werdet ihr sehr bald von ihm hören, und dann werden eure Straßen mit Toten gepflastert sein. Im Namen des Leibhaftigen, ich sage euch, er wird kommen. Er ist für mich das Glück, für euch aber ist er der Tod, und euch rate ich nur eines. Merkt euch seinen Namen, merkt ihn euch gut. Er heißt Shango! Nicht mehr und nicht weniger - nur Shango!«

Plötzlich riß Cabal den Mund auf, und er strömte ein Gelächter über seine Lippen, wie es dieser Gerichtssaal in seiner langen Geschichte noch nicht erlebt hatte.

Es war ein Lachen wie aus der Hölle. Es war triumphierend, es klang grell, schadenfroh und bitter.

»Abführen!« schrie der Richter, der aufgesprungen war. »Schafft diese Bestie hinaus!«

Vier Bodyguards lösten sich von den Wänden. Es waren Männer, die auch in jeder Wrestling-Show hätten mitmachen können, und Woorie Cabal wirkte zwischen ihnen schmächtig, obwohl er das keineswegs war.

Sie führten ihn durch einen Seitenausgang ab. Einem Reporter war es gelungen, sich an der Wand entlang bis an die Tür heranzuschleichen, und er schrie Cabal eine Frage zu:

»He, Killer, wer ist dieser Shango?«

Trotz der harten Griffe schaffte es Cabal, für einen Moment stehen zu bleiben. »Wer er ist?«

»Ja.«

»Er ist mein Bruder!«

Dann wieder das Gelächter, und unter diesem schrecklichen Lachen wurde der fünffache Mörder abgeführt.

Es saß niemand mehr auf seinem Platz. Einer bildete die Ausnahme, Richter Gordon Mazka. Natürlich stürzten sich auf ihn die Presseleute mit ihren Fragen. Sie wollten wissen, wie er sich fühlte, ob er nun

zufrieden war, ob er die letzten Worte ernst nahm, doch sie konnten fragen wie und was sie wollten, der Richter gab ihnen keine Antwort. Er hatte sich nur erhoben und packte mit einer schon ungewöhnlichen Akribie seine Unterlagen in eine Aktentasche, die er sorgfältig verschloß, bevor er sie unter seinen rechten Arm klemmte.

Er drehte sich von den Reportern weg und verschwand in dem Raum, zu dem die Presse keinen Zutritt hatte. Dort warteten die Geschworenen auf ihn. Der Richter schloß die Tür leise, weil er die Stille nicht unterbrechen wollte.

Er sah den Männern und Frauen an, wie unwohl sie sich fühlten. Einer hatte den Verschluß einer kleinen Brandyflasche aufgedreht und nahm bereits den dritten Schluck.

Mazka setzte sich auf einen freien Stuhl. Es waren vierzehn, die sich um den Tisch verteilten. Die Geschworenen wußten, was kommen würde. Gordon Mazka hielt immer eine kleine Rede und bedankte sich bei den Männern und Frauen für ihre Mühe.

An diesem Tag tat er das nicht. Als die Gespräche verstummt waren, schaute er noch einmal in die Runde und blickte in jedes Gesicht. »Ladies and Gentlemen, ich danke Ihnen. Ja, ich danke Ihnen und wünsche uns allen viel Glück.«

Schluß, Schweigen. Die Menschen akzeptierten es, aber sie konnten es nicht nachvollziehen. Sie überlegten, was der Richter mit seinen Worten gemeint haben könnte, nur war niemand da, der sich traute, eine entsprechende Frage zu stellen.

Nur eine Frau brachte den Mut auf. Sie war klein, saß ziemlich weit am Ende des langen Tisches und fragte unüberhörbar: »Haben Sie Angst nach den letzten Worten des Mörders?«

Der Richter gab die Antwort nicht sofort. Er überlegte noch. Dann sagte er: »Ja, ich habe Angst.«

»Und wovor?«

Wieder überlegte Mazka. »Ich will es allgemein sagen. Ich glaube, daß es nur wenige Menschen gibt, die heutzutage keine Angst vor der Zukunft haben. Das können Sie interpretieren, wie Sie wollen.« Er stand auf. »Guten Tag…«

Dann ging er weg.

Zurück blieben die Geschworenen, in betretenes Schweigen gehüllt.

***

Daß er seit zwei Tagen leichte Magenbeschwerden hatte, schob Special Agent Abe Douglas nicht auf den miesen Automatenkaffee, obwohl der auch schon ätzend genug war, es lag seiner Meinung nach an einer Person, die er, zusammen mit Kollegen, aus dem Verkehr gezogen hatte, und die nun hinter dicken Mauern und Gittern hockte.

An Woorie Cabal!

Abe Douglas war nicht nur bei der Verhaftung zugegen gewesen, er hatte auch die Urteilsverkündung im Gerichtssaal erlebt und wie die meisten Zuhörer hatte auch er den Schauder mitbekommen, als dieser Mensch seine letzten Worte als freier Mann verkündete.

Sie hatten ihm überhaupt nicht gefallen.

Nun gab es Killer, die Rache schworen, was ihnen angetan worden war. Das erlebte man oft, und die meisten Racheschwüre wurden nicht eingehalten. Wenn sich jemand dann tatsächlich durchgerungen hatte, dieses zu tun, war er sehr bald wieder festgenommen und saß im Knast.

Bei Cabal lagen die Dinge anders.

Er hatte nicht von sich gesprochen, sondern von einem, der unterwegs war, um ihn zu rächen. Er hatte den Versammelten sogar den Namen mitgeteilt - Shango, was sich anhörte wie der Leibhaftige, von dem Cabal auch gesprochen hatte.

Der Leibhaftige, der Teufel, der Satan, das waren Begriffe, die dem G-man Douglas nicht gefielen, über die er aber näher nachdenken mußte. Und das tat er bei einem Automatenkaffee, auch wenn dieser ihm noch so sauer die Kehle hochstieg.

Nicht daß Abe den Teufel abgelehnt hätte, nein, dazu war der blonde G-man viel zu erfahren, er hatte seine eigenen Erfahrungen mit dem Leibhaftigen sammeln können oder zumindest mit dessen Helfern oder Dienern, denn Abe wußte zwar nicht mehr als seine Kollegen, er war ein Mensch, der die Dinge einfach anders sah und sich dabei auf seine Erfahrungen stützen konnte.

Er hatte längst akzeptiert, daß es Dinge gab, die der normalen Polizeiarbeit trotzten. Er hatte sich mit den Mächten beschäftigen müssen, die jenseits der Realität lagen. Er kannte die fürchterlichen Schattenwelten, auch wenn er nicht immer damit zu tun hatte und seinem normalen Dienst nachging. Aber Douglas lachte nicht über unerklärliche Vorgänge, er beschäftigte sich damit, um Hintergrundwissen zu erhalten, und er konnte sich dabei auch auf einige Freunde verlassen, die ihm dann zur Seite standen. Da war John Sinclair aus London, der ihn vor Jahren praktisch in dieses andere Fahrwasser oder andere Denken hineingelenkt hatte, und gerade hier in New York hatten die Männer gemeinsam sehr schlimme Fälle erlebt, da brauchte er nur an den letzten zu denken, als Manhattan zu einem einzigen Friedhof gemacht werden sollte.

Für Abe existieren die Mächte der Finsternis, und er wußte auch, daß sie nicht ruhten, daß sie auf der Lauer lagen, um eine günstige Gelegenheit zu erwischen, um zuzuschlagen. Sie waren immer präsent, sie ließen sich auch Zeit, um Anschläge vorzubereiten, und genau daran mußte der G-man immer wieder denken.

Einen Anschlag vorbereiten. Im Namen des Leibhaftigen!

Er hatte in seinem Büro gesessen, nachgedacht, und diesen einen Satz immer wieder auf das Papier gekritzelt. Im Namen des Leibhaftigen, im Namen des Satans, des Teufels, wie er die Begriffe auch austauschte, im Prinzip blieb es gleich.

Hatte Woorie Cabal etwas mit dem Teufel zu tun?

Auch diese Frage hatte Abe Douglas aufgeschrieben und sie mit einem großen Fragezeichen versehen. Zuerst mit einem, dann mit mehreren. Er hatte geschrieben, er hatte gedacht, er hatte überlegt, er hatte versucht, die gedankliche Kurve zu bekommen, doch es war ihm keine Lösung eingefallen, weil es keinen Beweis gab.

Eine Drohung war kein Beweis. Und der andere Name, dieser Shango, die Person, die kommen würde, um als Rächer aufzutreten. Wer war Shango? Abe Douglas hatte immer wieder über diesen Namen nachgedacht, er hatte in Büchern nachgeschlagen, um herauszufinden, ob es eine Bedeutung gab, ob der Name für etwas stand, für einen Massenmörder aus früheren Zeiten, doch die Archive, mochten sie auch noch so gut sein, hatten sich darin ausgeschwiegen.

Es war nur der Begriff.

Shango auf der einen und Woorie Cabal auf der anderen Seite. Shango war der Mann aus dem Dunkel, der, der aus dem Schatten kam. Der Blut sehen wollte, und darüber hatte Abe Douglas auch mit seinem Vorgesetzten gesprochen. Wenn er an dieses Gespräch dachte, meldete sich nicht nur der Magen, sondern auch die Galle, denn da stieg Bitternis in ihm hoch, und er war einfach sauer.

Man hatte ihn belächelt und gefragt: »Wollen Sie uns mal wieder Dämonen einreden?«

»Nein, will ich nicht«, hatte er erwidert. »Aber ich nehme die Racheschwüre durchaus ernst.«

»Das sagen viele.«

»Nicht alle sind wie Cabal.«

»Stimmt. Er hat fünf Menschen getötet. Aber das haben andere auch, mein lieber Abe.«

»Nicht so wie er. Nicht auf diese schlimme Art und Weise. Ich kenne einen Gerichtsmediziner, der ist davon überzeugt gewesen, daß Cabal nicht einmal eine Waffe bei seinen Untaten benutzt hat. Das müssen Sie sich mal vorstellen, keine Waffe!«

»Wir wissen, daß er hinter Gittern ist. Er ist gefangen, Abe.«

Douglas hatte seinen Boß angeschaut und nur geflüstert: »Ich gäbe etwas darum, wenn er tot wäre.«

»Er ist es aber nicht.«

»Leider.«

An dieses Gespräch hatte Abe des öfteren denken müssen. Er gehörte zu den Kollegen, die ein eigenes Büro hatten und nicht in irgendeiner Großraumbude herumdackelten. Abes Büro war zweckmäßig

eingerichtet, und man hatte ihm sogar einen PC gegeben, an den er sich noch immer nicht gewöhnt hatte. Ihm war der Bildschirm vorgekommen, als würde er ihn anstarren wie ein böses Auge.

Keiner konnte sich der Beobachtung entziehen, und Abe hätte ihn am liebsten aus dem Fenster geworfen, mußte allerdings auch zugeben, daß er ihn des öfteren benutzte und daß ihm der Computer schon manch gute Hilfe gewesen war.

Im Namen des Leibhaftigen!

Er hatte diesen Satz sogar in den Computer eingegeben, und ihn in verschiedenen Schriftgrößen auf den Bildschirm geworfen, aber es war ihm keine Lösung durch den Kopf geflirrt, es hatte sich auch nichts abgezeichnet, er war nur in der Lage gewesen, auf die Schrift zu starren und ansonsten nichts zu tun.

Furchtbar…

Er fühlte sich gehemmt, verlassen, allein. Er war ein Mensch, der zwar nicht unbedingt die Kommunikation brauchte, der aber hin und wieder mit einem anderen Menschen über gewisse Fälle reden mußte, und so ein Mensch war John Sinclair.

Der aber saß in London und nicht in New York. Es gab auch keinen dienstlich fundierten Grund, ihn an den Hudson zu holen. Seine Vorgesetzten hätten Abe Douglas ausgelacht, sie standen seinen Ansichten sowieso skeptisch gegenüber, und deshalb fühlte sich Abe Douglas auch allein gelassen.

Er fühlte aber noch mehr.

Es konnte da ein gewisser Sinn sein, der ihm sagte, daß dieser Fall noch nicht beendet war. Da gab es noch etwas, auf das er achtgeben mußte. Er und seine Kollegen hatten wohl nichts übersehen, was das Sichern von Beweismaterial anging, aber darauf kam es auch nicht an. Abe hatte die Ausstrahlung dieses Killers genau gespürt. Sie war anders gewesen, als bei normalen Menschen.

Er hatte - ja, was hatte er an sich gehabt?

Ein Problem, mit dem sich Abe Douglas ebenfalls beschäftigt hatte. Er konnte es nicht klar ausdrücken, er konnte es nur fühlen. In dem Killer steckte etwas, das ihm auch die Verhandlung und die Verurteilung nicht hatten austreiben können. Es war etwas wahnsinniges, etwas Dämonisches, es war schlichtweg der Drang zur Zerstörung.

Brutal vernichten, Leben zerstören, sich daran erfreuen.

Aber warum?

Weshalb tötete dieser Mensch? Aus einem eigenen Antrieb heraus? War er ein Mörder nur allein um des Tötens willen? Oder wurde er von einer anderen Kraft beherrscht oder geleitet?

Abe Douglas tippte auf die letzte Möglichkeit. Nur konnte er darüber mit keinem in der Firma reden. Die Kollegen hätten ihm nicht mal

zugehört. Für sie zählten andere Dinge, Realitäten, Fakten, aus denen sie letztendlich Lösungen ableiten konnten.

Abe schaute in den Becher. Er war leer. Nur ein Rest Kaffee schimmerte auf dem Boden. Er knüllte den Becher zusammen und schlenderte ihn in einen Papierkorb. Er wollte das Zeug nicht mehr trinken und wußte zugleich, daß er dieses Versprechen nicht würde einhalten können. Ihn interessierten im Moment andere Dinge. Er hatte Hunger. Er würde in die Kantine gehen und etwas essen. Es war kein tolles Restaurant, doch oft hatte er dort beim Essen gute Einfälle.

Um diesen Fall zu lösen, war er auf Einfälle angewiesen. Auf blitzartige Ideen, die er dann in die Tat umsetzte, auch mal auf eigene Faust.

In der Kantine traf er einige Kollegen, die ihr Essen mehr oder weniger lustlos in sich hineinschaufelten. Sie grüßten ihn mit schlappen Bewegungen, und an manchen Gesichtern war das abzulesen, was die G-men oft genug erlebten.

Niederlagen, viel Dreck und Mist, menschlicher Müll, der hart machte, zumindest äußerlich, der im Innern jedoch nagte und zerstörte. Er zerstörte nicht nur den Menschen selbst, er hatte auch die Ehe so manches Kollegen vernichtet, und irgendwo waren sie alle Neurotiker, die Cops, die Agenten, die Polizisten. Dabei spielte es keine Rolle, für welche Firma sie arbeiteten.

Abe war nicht verheiratet. Zweimal hatte er einen Anlauf genommen, aber die Frauen waren schon vor der Ehe laufengegangen. Sie wollten Männer, die Zeit hatten, keine Automaten, die nur dem Dienst nachliefen und ihn als Braut ansahen.

Er brauchte sich nicht anzustellen. Der Salat war frisch, den er sich vom Büfett holte. Er garnierte ihn mit einem Dressing und griff noch nach einem Schinkentoast. Auf Kaffee verzichtete er, dafür trank er eine Flasche Wasser.

Er setzte sich nicht zu den anderen. Ein kleiner Tisch in der Ecke war noch frei. Abe stocherte im Salat herum, aß sehr langsam und ließ seine Gedanken wandern.

Es kam ihm selbst ungewöhnlich vor, daß er dabei über einen Namen stolperte. Immer wieder kam ihm der in den Sinn, und er hieß schlichtweg Shango.

Shango, der Rächer, der Ankommende. Der Töter, das Tier. Sein Erscheinen war angekündigt worden, und allein bei der geflüsterten Nennung seines Namens rann dem hartgesottenen G-man ein Schauer über den Rücken. Shango hörte sich an wie Tod und Vernichtung.

Und New York war so verdammt groß. Eine irre Stadt mit unzähligen Verstecken, ein Schmelztiegel der Nationen. Eine Stadt mit unzähligen Verstecken.

Shango würde kommen!

Als sich dieser Gedanke in seinem Kopf festsetzte, hatte Abe den Salat gegessen. Er griff zum Toast, biß zweimal hinein, schluckte, spülte mit Mineralwasser nach und legte die Scheibe zur Seite.

Er hatte plötzlich keinen Appetit mehr. Sein Magen meldete sich. Das Gefühl, hilflos zu sein, stieg brennend in ihm hoch. War etwas passiert? Hatte es bereits eine Tat gegeben?

Schweiß lag auf seiner Stirn. Er war kalt geworden, so kalt wie sein Gefühl.

Abe drehte sich. Er schaute in die Kantine hinein. Sein Blick war leer, die Augen bewegten sich kaum. Er wußte plötzlich, daß etwas passieren würde, und er hatte sich nicht geirrt.

Aus dem Lautsprecher drang die etwas kratzende Stimme eines Kollegen. Abe wurde gerufen.

Douglas stand auf.

Er straffte sich, und plötzlich schoß wieder der Name durch seinen Kopf.

Shango!

***

Zwei Obdachlose hatten, den Kopf des Mannes in einer Mülltonne gefunden. Er war dorthin geschafft worden, und die beiden Finder waren so entsetzt gewesen, daß sie auf dem direkten Weg zur Polizei gerannt waren, was sie sonst kaum taten, denn um ein Polizeigebäude machten sie stets einen großen Bogen.

Die Mülltonne stand in einem Hinterhof, der ein anderes Bild bekommen hatte als sonst. Es wimmelte von Polizisten, denn ein derartiger Fund bedeutete auch für New York eine kleine Sensation.

Wenn irgendein toter Fixer in der Mülltonne gesteckt hätte - nun ja, das war beinahe normal, aber der Kopf eines Menschen, das ging schon unter die Haut. Da wurden selbst abgebrühte New Yorker blaß.

Das Opfer hieß Frank Orlando und hatte zu den Geschworenen gehört, die das Urteil über einen gewissen Woorie Cabal gesprochen hatten. Aus diesem Grunde war auch Abe Douglas gerufen worden, und selbst Don Frazer, Abes Chef, hatte es sich nicht nehmen lassen, den Fundort zu besuchen.

Der Kopf war aus der Mülltonne entfernt worden. Er lag auf einer Plastikplane, um die einige Männer herumstanden, als Abe Douglas eintraf. Er wurde aufgefordert, sich den Schädel anzuschauen, und der hartgesottene G-man mußte schlucken.

Es war ein schreckliches, ein furchtbares Bild. Ein Stilleben des Grauens. Sein Magen meldete sich wieder, und er dachte daran, einfach in Urlaub zu fahren.

Abe wandte sich schon nach kurzer Zeit ab. Don Frazer, sein Vorgesetzter, hielt ihm eine Zigarette hin. »Möchten Sie?«

»Nein, Don.« Douglas suchte nach einem Platz, wo er sich hinsetzen konnte. Er entschied sich für eine Treppenstufe. Sekundenlang vergrub er sein Gesicht in den Händen.

Als er sich wieder eine freie Sicht gönnte, sah er Don Frazer, der auf ihn zukam. Frazer war ein kantiger Mann, seine Vorfahren stammten aus Irland, von ihnen hatte er auch das rötliche Haar geerbt. Frazers Gesicht war immer blaß, es lag an der Haut. Zudem hütete sich der Mann, in den Sonnenschein zu gehen, denn der bekam ihm gar nicht.

Verheiratet war Frazer mit einer zierlichen Italienerin, die unwahrscheinlich gut kochen konnte.

Möglicherweise nahm der gute Don auch deshalb nicht ab.

Abe Douglas rückte zur Seite, als er merkte, daß Frazer sich neben ihn setzen wollte. Beide Männer schwiegen zunächst, bis Don mit leiser Stimme meinte: »Jetzt haben wir die Scheiße.«

»Sicher.«

»Und Sie haben sie vorausgesehen?«

Douglas hob die Schultern. »Was soll ich dazu sagen? Glaubt man mir? Glaubt man mir nicht? Kann man mir überhaupt glauben? Sie wissen, Don, wie es aussieht.«

»Ja, ich weiß. Sie haben immer daran gedacht, nicht wahr?«

»Im Namen des Leibhaftigen«, flüsterte Douglas. »Diesen Satz werde ich niemals vergessen.«

»Ich hatte ihn schon vergessen.«

»Ihr Pech, Don.«

Frazer räusperte sich. »Es wäre ja nur ein normaler Mord gewesen, wenn dieser Tote nicht Frank Orlando geheißen hätte. Er gehörte zu den Geschworenen, und ich kann mir vorstellen, daß dies erst ein Anfang gewesen ist, obwohl ich hoffe, mich zu irren.«

»Bestimmt nicht, Don.«

»Sie denken so wie ich?«

»Vielleicht sogar einen Schritt weiter. Cabal hat uns doch die Taten angekündigt. Er hat uns sogar den Namen des Mörders verraten. Shango, heißt er, und es wurde auch davon gesprochen, daß dieser Shango schlimmer sein soll als Cabal.«

»Ich erinnere mich wieder.«

»Ich habe immer daran geglaubt. Ich habe sogar gewußt, daß es geschehen würde.«

»Er sitzt seit über einer Woche ein.«

Douglas winkte ab. »Was spielt das für eine Rolle? Für gewisse Menschen gibt es keine Mauern, Gitter oder Grenzen. Sie schaffen es, sich darüber hinwegzusetzen.«

»Ach, Sie mit ihrem spiritistischen Kram.«

»Das sehen Sie so, Don, ich habe da meine anderen Erfahrungen gemacht, und das wissen Sie.«

»Sicher, ich sage auch nichts.«

»Ziehen wir doch ein erstes Fazit. Die Jagd nach dem Killer beginnt wieder von vorn.«

»Leider.«

»Darauf habe ich gewartet.«

Don Frazer seufzte schwer. »Werden Sie sich an die Fersen des Mörders heften?«

Abe überlegte. Er schaute Frazer von der Seite her an. Er sah die struppigen Härchen, die aus den Nasenlöchern wuchsen, er sah die dicken Lippen, deren untere vorgeschoben war, und er wußte, daß Don in Schwierigkeiten steckte.

Man hatte die Presse noch zurückgehalten, aber der Mord konnte nicht vertuscht werden, und dann waren die Reporter sehr schnell dabei, gewisse Tatsachen zusammenzuzählen. Bis dahin mußten sie schon Facts haben, die sie den Frauen und Männern hinwerfen konnten. In New York gierte jeder jeden Tag nach einer Sensation.

»Es wird schwer werden.«

»Sie kriegen jede Unterstützung.«

»Jede?«

»Ja.«

»Auch eine ungewöhnliche, die praktisch die Regeln sprengt? Ist das so, Don?«

»Ich weiß, worauf Sie hinauswollen. London, John Sinclair. Sie denken an den Geisterkram.«

Abe lächelte. »Geisterkram ist gut…«

Frazer wiegelte ab. »Nehmen Sie es bitte nicht persönlich«, sagte er. »Ich weiß ja, daß wir damit Erfolge erzielt haben, es ist eben für mich und andere schwer, es zu akzeptieren, aber darüber können wir später reden. Zunächst haben wir hier einen scheußlichen Mord.«

»Das stimmt leider.«

»Haben Sie sich die Leiche angeschaut, Abe?«

»Ja. Zwar nicht wie ein Gerichtsmediziner, ich bin ja nicht der Fachmann, aber ich habe mehr als einen kurzen Blick auf den Toten geworfen.«

»Das wollte ich wissen.«

»Warum?«

»Ich komme schon auf den Grund, keine Sorge. Sie wissen also, daß Orlando geköpft wurde.«

»Es war ja nicht zu übersehen. Da fällt mir etwas ein. Hat man den Körper schon gefunden?«

»Nein, den suchen wir noch.« Don Frazer nickte sich selbst zu. »Ich will auch noch mal auf den Kopf zurückkommen, Abe. Sie wissen, wie man jemand köpft?«

»Ich kann es mir denken.«

»Ja, ich auch. Vergessen Sie mal Schwerter und Macheten oder ähnliche Waffen. Vergessen Sie alles, was Sie darüber wissen. Denn mit einer derartigen Waffe ist der nicht umgebracht worden.«

»Sondern?«

Don konnte nicht anders. Er mußte bitter auflachen. Er ballte die rechte Hand zur Faust. »Ich kann es Ihnen sagen, obwohl ich es auch nicht glauben wollte, aber Doc Miller, der alte Fachmann, war sich hundertprozentig sicher. Dieser Mann wurde mit einer Lanze getötet.«

Abe sagte nichts.

»Haben Sie nicht gehört? Mit einer Lanze wurde er geköpft.«

»Ja«, murmelte der G-man tonlos. »Ich habe es schon verstanden. Er wurde geköpft.«

»Genau.«

Schweigen lag zwischen den beiden Männern. Sie schauten nach vorn, wo die Kollegen tätig waren.

Frazer unterbrach die Stille. »Wenn das alles zutrifft, frage ich mich natürlich, wer hier durch New York schleicht und eine Lanze als Waffe mitgebracht hat.«

»Shango!«

Frazer klatschte in die Hände. »Ich wußte, daß Sie das sagen würden, Abe. Sie haben nichts vergessen, nicht wahr?«

»Gar nichts, Don.«

»Also ist Ihrer Meinung nach dieser unbekannte Shango unser neues Problem.«

»Das kann und will ich nicht abstreiten.«

»Was tun wir?«

»Ihn jagen, was sonst?«

»Klar, Abe, klar. Wir jagen ein Phantom, aber wir müssen es auch zu fassen kriegen. Ich möchte einmal analytisch vorgehen. Stimmen Sie mir zu, wenn ich sage, daß Frank Orlando ein Anfang gewesen ist?«

»Einer ist immer der erste.«

»Gut. Unser Killer wird auch versuchen, noch mehr Menschen zu töten. Menschen, die daran beteiligt waren, einen gewissen Woorie Cabal hinter Gitter zu bringen.«

»Das ist richtig.«

»Sie zählen auch dazu.«

Abe Douglas winkte ab. »Vergessen Sie mich, ich bin uninteressant. Andere sind wichtiger. Ich kann mich wehren, aber die Geschworenen kaum, obwohl ich ihnen da nichts unterstellen will. Frank Orlando ist das beste Beispiel. Haben Sie denn schon zusammengezählt, wie viele Personen direkt oder indirekt bei seiner Verurteilung beteiligt waren?«

»Das habe ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich mich davor fürchte, Magenbeschwerden zu bekommen. Es

sind einfach zu viele, denke ich.«
»Zu viele für uns?«
»Ich fürchte ja«, murmelte Frazer. »Wir können Sie nicht alle beschützen. Wir haben nicht genügend Leute, um jedem einen Leibwächter an die Seite zu stellen. Das brauche ich Ihnen doch nicht zu sagen, Abe. Diese Stadt kocht, sie ist oft genug wie ein großer Haufen Mist, in dem wir herumstochern. Dazu zähle ich natürlich auch die Kollegen der City Police, die personell ebenfalls unterbesetzt ist.«
»Trotzdem muß es gemacht werden.«
»Das sehe ich ein. Nur - wo fangen wir an? Bei dem Richter, bei dem Staatsanwalt oder bei der Hausfrau, die ebenfalls zum Kreis der Geschworenen gehört hat. Wer ist wertvoller? Keiner, Abe. Ein Menschenleben ist ein Menschenleben, das können Sie drehen und wenden wie Sie wollen. Es ist nun mal so.«
»Kein Widerspruch, aber ich bleibe dabei, daß wir mehr Leute benötigen.«
»Woher nehmen und nicht stehlen?«
»Setzen Sie sich mit Quantico in Verbindung.«
Frazer staunte. »Mit der FBI-Akademie?«
»Ja, warum nicht? Im Notfall sollen von dort Männer abgestellt werden, die hier Schutzfunktionen übernehmen können. Das ist meine Lösung, denke ich.«
»Wunderbar, Abe.«
Douglas gefiel der Ton nicht, mit dem die beiden Worte gesprochen worden waren. Deshalb sagte er: »Es ist nicht machbar für uns, denke ich mal.«
»Bingo, nicht machbar. Nicht ohne superharte Beweise. Bevor Quantico reagiert, muß erst halb New York von Menschen leergeräumt worden sein. Das ist wie mit der Nationalgarde. Wenn ich auf der Akademie anrufe und meine Wünsche vortrage, wird man mich auslachen und mich fragen, ob wir, verdammt noch mal, nicht mit einem einzelnen Mörder fertig werden können. Und ich könnte ihnen die Frage nicht mal verübeln, weil ich an ihrer Stelle ebenfalls so denken würde. So sieht es doch aus.«
Abe schaute auf seine Hände. »Ja, Don, ja, ich weiß. Wir stehen im Regen.«
»Dann spannen Sie den Schirm auf!«
»Der könnte John Sinclair heißen.«
Frazer atmete stöhnend. »John Sinclair, der Geisterjäger? Verflucht noch mal, was wollen Sie denn damit? Was wollen Sie mit Sinclair? Hat ein Geist Frank Orlando umgebracht?«
»Das nicht.«
»Gut, dann sind wir ja einer Meinung.«

»Es braucht auch kein Geist zu sein, Don. Ich habe eher den Eindruck, daß Cabal als auch Shango besondere Menschen sind. Sie verfügen über übersinnliche Fähigkeiten. Ich bin davon überzeugt. Sie sind anders, sie haben mit finsteren Mächten Kontakt. Diese wahnsinnigen Taten, die uns motivlos erscheinen mögen, können trotzdem eine gewisse Ursache gehabt haben. Wir kennen sie nicht, wir haben aber auch nicht nachgeforscht. Oder wissen Sie davon, daß sich Psychologen mit Woorie Cabal beschäftigt haben?«

»Nein.«

»Man hat ihn behandelt wie einen normalen Killer. Ich denke, daß es ein Fehler gewesen ist.«

Don Frazer lächelte schmal. »Wissen Sie, Abe, wie Sie mir jetzt vorkommen?«

»Noch nicht, aber Sie werden es mir sagen.«

»In der Tat. Sie kommen mir vor wie jemand, der etwas nachholen will. Der noch einmal einen Fall aufrollt. Es würde mich nicht wundern, wenn Sie bald in den Wagen steigen und dorthin fahren, wo Cabal einsitzt. Wie gesagt, wundern würde es mich nicht.«

»Ich werde mich morgen auf den Weg machen.«

»Und dann?«

»Spreche ich mit ihm!«

»Toll, sehr toll. Ich bin gespannt, was dabei herauskommt.«

»Sie halten nicht viel davon?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil auch ich ihn beobachtete, Abe. Ich habe mich mit ihm beschäftigt, ob Sie es glauben oder nicht. Und ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß Sie bei ihm auf Granit beißen. Der wird sich Ihnen auf keinen Fall öffnen. Sie sind für ihn eine Person, die man einfach nur hassen kann, die er verachtet, die er gern mit seinen eigenen Händen umbringen will. Und mit so etwas wollen Sie sprechen. Wenn ich Sie so sehe, kommt mir der Vergleich mit Jody Foster in den Sinn.«

»Sie denken an den Film?«

»Das Schweigen der Lämmer. Diese Dame war auch von der Idee besessen, sich in die Psyche eines Killers hineinversetzen zu wollen. Was hat sie erreicht?«

»Einen Killer gestellt, Don, ich habe den Film auch gesehen.«

»Aber ein anderer kam frei.«

»Genau. Nur muß das bei uns nicht ebenso ablaufen, wie Sie sich vorstellen können. Wir handeln nicht nach einem Drehbuch, wir können variieren, deshalb möchte ich Ihren Einwand nicht gelten lassen.«

»Das habe ich mir gedacht.« Frazer schaute nach vorn, wo die

Kollegen mit der Spurensicherung so gut wie fertig waren. »Wie dem auch sei, wir müssen zu einem Resultat kommen, und Sie, Abe, werden daran beteiligt sein.«

»Da Sie mir freie Hand gegeben haben, werde ich sie auch ausnutzen und mit London sprechen. Ich bin beinahe davon überzeugt, daß uns dieser Fall über den Kopf wächst und wir einen Spezialisten zu Rate ziehen sollten. Cabal sieht zwar wie ein normaler Mensch aus, er ist es aber nicht. Er ist eine von finsteren Mächten gelenkte Mordmaschine. Nur da können wir auch das Motiv für die Taten finden. Es geht sonst nicht anders, Don. Verlassen Sie sich auf mich. Wenn Sie ablehnen, dann möchte ich Sie bitten, den Fall einem anderen Kollegen zu übertragen.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»So wahr ich hier sitze.«

»Kommt nicht in Frage. Sie werden das durchziehen, Abe.«

»Auch mit London? An die Erfolge brauche ich Sie wohl nicht zu erinnern, denke ich.«

»Das brauchen Sie nicht.«

»Dann werde ich mich mit John Sinclair in Verbindung setzen. Er wird kommen, glauben Sie mir. Noch etwas. In der Zwischenzeit werde ich Cabal einen Besuch abstatten.«

»Sie wollen ins Zuchthaus?«

»Ist es das überhaupt?«

»Nein, es ist eine Burg, eine Festung. Ein Ort, der schon als Hölle auf Erden bezeichnet wurde. Dort lebt man nicht mehr, dort existiert und vegetiert man nur vor sich hin. Ich müßte noch eine Erlaubnis einholen, damit man Ihnen überhaupt öffnet.«

»Tun Sie das!«

Die G-men standen auf. Abe Douglas horchte in sich hinein. Er suchte nach seinen Magentabletten, die aber waren verschwunden. Ein gutes Zeichen? Er hoffte es.

In dem Hinterhof, der von vier schmutzigen Mauern eingegrenzt wurde, zeichnete sich der Himmel nur mehr als kleines Viereck ab. Ein verschwommener Ausschnitt in Hellblau.

Abe Douglas nickte vor sich hin. Ja, dachte er, nur so wird es laufen. Nur so und nicht anders…

***

In London war noch Vormittag, als mich der Anruf meines New Yorker Freundes erreichte. Zwar klingelten in meinem Kopf die Alarmsirenen, als ich Abes Stimme hörte, aber ich gab mich locker, lachte, als ich mich meldete, und hörte schon beim ersten Satz, daß es Ärger geben würde.

Abe hatte seine Lockerheit verloren, und er kam sehr schnell zur

Sache. Es wurde trotzdem ein langes Gespräch, bei dem ich das Band mitlaufen ließ. Es sollte kein Wort und kein Satz verlorengehen, und der G-man sprach mit einer Kraft, die auch mich überzeugte, obwohl ich zunächst skeptisch gewesen war.

»John, du mußt kommen!«

»Allein?«

»Wenn du es schaffst, Suko ebenfalls loszueisen, um so besser. Hier wird sich bald eine Hölle auftun, und ich habe da nicht übertrieben. Ich werde noch etwas recherchieren und vor allen Dingen mit diesem Woorie Cabal reden. Wenn ich von diesem Besuch zurückkehre, hoffe ich, daß wir uns hier in Manhattan die Hand schütteln können.«

»Meinetwegen auch beide.«

Ich hörte ihn schwer atmen. »John, wir haben schon manches zusammen erlebt, das weißt du. Wenn ich an den letzten Fall denke, wo New York dem Untergang geweiht war, habe ich eigentlich gedacht, mich könnte nichts mehr erschüttern. Ein Irrtum, wie ich zugeben muß. Diese Bestie ist schlimmer.«

»Obwohl sie einsitzt?«

»Nicht Shango.«

»Den du noch nicht gesehen hast.«

»Nur seine Tat.«

»Ich weiß, Abe, mit einer Lanze.«

»Gibt dir das zu denken, John? Ich denke da nicht an eine schnelle Aufklärung, aber worauf könnte diese Art zu sterben denn hindeuten?«

»Voodoo, möglicherweise«, erwiderte ich und schwang meine Beine vom Schreibtisch weg, auf dem sie bisher gelegen hatten. »Auf eine Abart des Voodoo.«

»Sehr gut, John, das könnte ich mir auch vorstellen. Wir werden es herausfinden.«

»Okay, ich regle hier alles.«

»Dann guten Flug.«

»Danke, see you.« Ich legte auf, und meine Stirn zeigte ein Muster aus Falten. Plötzlich spürte ich das Frösteln, das von meinem gesamten Körper Besitz ergriffen hatte. Es war sehr schnell über mich gekommen, es hatte mich gepackt, ein Anzeichen dafür, daß etwas in der Luft lag, sich aber noch zurückhielt.

Als ich mich von meinem Stuhl erhob, war ich ziemlich blaß, was auch Suko auffiel, der in diesem Augenblick unser gemeinsames Büro betrat.

»Da ist was passiert«, sagte er sofort.

»Stimmt.«

»Du siehst aus, als wäre jemand gestorben.«

»Abe Douglas hat angerufen.«

Suko hatte sich hinsetzen wollen, blieb nach dieser Antwort allerdings stehen. Er schaute mich aus groß gewordenen Augen an und nickte sehr langsam. »Wenn Abe anruft, kann es Ärger geben.«

»Es hat ihn schon gegeben.«

»Ich höre.«

Da ich keine Lust hatte, alles zu wiederholen, ließ ich das Band zurücklaufen und dann wieder nach vorn. So konnte sich der Inspektor das Gespräch »reinziehen«.

Er hörte sehr gut zu, und auch sein Gesicht bekam einen Schatten, denn was uns Abe da mitgeteilt hatte, deutete auf einen Fall von besonderen Dimensionen hin.

»Nun?«

»Ich sage nichts, John.«

»Warum nicht?«

»Wir müssen hinfliegen.«

»Genau das wollte ich gerade in die Wege leiten.« Ich hörte zu, wie das Band mit quietschenden Geräuschen zurücklief. »Wir werden uns die Tickets besorgen und starten. Durch die Zeitverschiebung können wir heute abend schon in New York sein.«

»Abgemacht.« Er wischte aus seinem Büro, während ich mit meinem Chef, Sir James, telefonierte.

Der zeigte sich zwar nicht gerade begeistert, aber auch er wußte sehr gut, daß es Fälle gab, in die wir einsteigen mußten, auch wenn sie noch nicht so aussahen, als sollten sie gerade in unser Metier fallen. Ähnliches hatten wir schon öfter erlebt und waren dann entsprechend überrascht worden.

Nachdem ich das Okay eingeholt hatte, war Glenda Perkins an der Reihe. Sie bestellte die Tickets und auch das Hotelzimmer in New York.

Glenda sah besorgt aus und runzelte die Stirn. »New York kann für euch die Hölle werden - oder?«

»Ja.«

Sie umarmte mich. »Gib acht, John. Ich möchte nicht, daß diese Stadt zu deinem Grab wird.«

»Du wirst lachen, Glenda, ich will es auch nicht…«

***

Abe Douglas war von New York nach Boston geflogen und hatte sich dort einen Leihwagen gemietet. Es war ein neuer Chrysler, der Lack schimmerte in einem tiefen Blau, und Abe fand, daß er zu dem Himmel über Boston paßte.

Das kalte Wetter, all der Schnee, der die Ostküste in diesem Winter erstickt hatte, war zumindest im Flachland verschwunden. Reste von ihm lagen noch auf den Bergen wie helle Kappen.

Um sein Ziel zu erreichen, mußte er in Richtung Westen fahren. Raus aus der Stadt, das flache Land mit seinen breiten, gut ausgebauten Straßen unter die Räder nehmen.

Der Hauch von Frühling erwartete ihn, aber Douglas hatte für die erwachende Natur keinen Blick.

Ihm kam es darauf an, die Burg so schnell wie möglich zu erreichen.

Burg, Festung, Vorhölle. Es gab zahlreiche Namen für diesen Bau auf der grünen Wiese, wo nur die schwersten aller schweren Fälle unter Verschluß gehalten wurden.

Das war durchaus wörtlich zu nehmen. Man hielt diese Killer unter Verschluß. Sie lebten oder vegetierten in Einzelzellen, denn man hatte Angst davor, daß sich zwei in einer Zelle gegenseitig zerfleischten, denn viele von ihnen waren schlimmer als Tiere.

Die dreißig Meilen hatte er schnell hinter sich gebracht. Es gab kein Schild, das auf diese Burg hinwies, den Weg kannten nur Insider. Abe Douglas hatte sich den Weg genau beschreiben lassen. Wie der Ort aussah, wußte er nicht, es gab keine Fotos, diesen Bau wollte man von staatlicher Seite her so schnell wie möglich vergessen.

Bevor er in einen kleinen Ort mit dem Namen Faring einfuhr, mußte er links ab.

Die Straße war glatt wie die Wangen eines Mannequins und führte durch eine flache Landschaft, in der nur wenige Bäume standen, die zu dieser Jahreszeit noch ein trauriges Grau zeigten. Nach einer weit geschwungenen Rechtskurve änderte sich die Landschaft, sie wurde dunkler, bedrückender, und das mochte an dem Wald liegen, der sich wie ein schützender Wall um die Burg herum aufgebaut hatte.

Jetzt, wo die Bäume blattlos waren, sah Abe durch die Lücken die Mauern der Burg schimmern.

Obwohl er nur Fragmente sah, überkam ihn ein unangenehmes Gefühl. Das mochte an der braungrauen Farbe der Mauern liegen, die so glatt waren wie die Fassade eines Bunkers, und die kleinen Fenster standen im krassen Gegensatz zu der übrigen Größe.

Er brauchte keine Sperren zu überwinden, wartete nicht, bis Schranken in die Höhe glitten, er hatte die Chance, bis dicht an den Bau heranzufahren und seinen Wagen dort abzustellen, wo auch schon einige andere standen, die Fahrzeuge des Personals.

Freiwillig würde er hier nicht arbeiten. Die Männer, die hier Dienst taten, wurden zwar gut bezahlt, sie würden aber irgendwann einen Knacks in der Psyche erleiden, denn diese Tristesse konnte ein Mensch über Jahre hinweg kaum aushalten.

Ihm fiel die Stille auf, als er ausstieg, für einen Moment stehenblieb und an der Fassade hochschaute. Wieder überkam ihn das kalte Frösteln. Es mochte daran liegen, daß das Mauerwerk des Bunkers so abweisend war und auch die Fenster nicht dazu beitrugen, der Wand

etwas Lockerheit zu geben.

Daß die Eingangstür aus Stahl oder Eisen bestand, gehörte einfach dazu. Der Bunker schien alt zu sein, die Überwachungselektronik war neu. Er sah die Glotzaugen der Kameras ebenso wie am Dachrand die Antennen, zwischen denen wie ein starrer Arm eine altertümliche Alarmsirene in die Höhe ragte.

Abe entdeckte keine Klingel. Sie wäre ihm auch zu außergewöhnlich vorgekommen, aber er war bereits entdeckt worden, denn in der Tür öffnete sich in Augenhöhe eine Klappe. Sie wurde von einem breiten Gesicht ausgefüllt, zu dem die gnadenlosen Augen irgendwie paßten. Sie sahen aus wie Kugeln, sie waren ohne Gefühl, und Abe hatte Mühe, die Fassung zu bewahren.

Er grüßte durch ein Nicken und reichte dem Mann hinter dem Tor seine Papiere durch die Luke.

Sie wurde zugeknallt, und Abe kam sich vor wie ein schroff abgewiesener Bettler.

Er wartete.

Minutenlang ließ man sich Zeit, dann endlich hörte er ein Summen, und das Stahltor glitt auf einer Schiene rollend allmählich nach rechts. Nur so weit, daß Abe Douglas passieren konnte. Seine Magenmuskeln zogen sich etwas schmerzhaft zusammen, als er nicht nur in die Gesichter der beiden Wachtposten schaute, sondern auch in die Mündung einer Maschinenpistole.

Die Wächter trugen dunkle Uniformen, die wie Kampfanzüge aussahen. Abe mußte seine Waffe abgeben, nachdem er gründlich durchsucht worden war, und durfte erst dann das Allerheiligste betreten.

Es war die Bude der Wachmänner, die an der linken Seite eines kahlen Betongangs lag, an dessen Decke das kalte Licht der Leuchtstoffröhren wahrlich keine Gemütlichkeit verströmte.

Von der Bude aus führte ein Flur zu einem weiteren Zimmer, wo man auf Abe wartete.

Der Mann hinter dem Schreibtisch war ein Weißer. Ein Klotz mit fast kahl rasiertem Schädel, kleinen, dunklen Augen, einem Hammerkinn und einer bleichen Haut. Er stand nicht einmal auf, als Abe das Büro betrat. Den Namen kannte der G-man trotzdem, denn er las ihn von einem Schild ab.

Der Kerl hieß Jorge Gulda.

»Mein Name ist Abe Douglas, Mr. Gulda, und ich bin gekommen, um mit Woorie…«

»Ich weiß, weshalb Sie hier sind.« Der Mann sprach mit einer heiseren Stimme und stemmte sich dann hoch. Es war so, als hätte sich etwas von ihm gelöst, denn der Geruch billiger Kernseife wehte dem vor dem Schreibtisch wartenden G-man entgegen.

»Dann können wir ja zu ihm.«
Gulda wartete noch. Er schielte dabei auf das Zifferblatt der Normaluhr an der Wand. »Kennen Sie ihn?«
»Ja.«
»Wie gut?«
Abe hob die Schultern. »Ich war dabei, als er festgenommen wurde. Ich habe ihn gejagt.«
»Aha.«
»Was heißt das?«
»Nicht viel. Ich will Ihnen nur sagen, daß er ein Schwein ist, ein Haufen Scheiße.«
»Das weiß ich selbst, Mr. Gulda.«
»Wir haben auch unsere Probleme mit ihm.«
»Haben Sie das nicht mit jedem Gefangenen?«
»Nicht unbedingt und nicht so direkt, wenn Sie verstehen.« Er grinste den G-man kalt an, und der hatte das Gefühl, daß ihm noch eine Überraschung bevorstand.
»Darf ich fragen, wie Sie das meinen?«
»Wollen Sie wirklich?«
»Ja.«
Das Grinsen wurde breiter und noch kälter. »Ihr FBI-Typen seid harte Burschen, wie?«
»Pardon, aber ich weiß nicht, was das mit unserer Unterhaltung hier zu tun hat.«
»Werden Sie gleich sehen.« Gulda beugte sich zur Seite. Er zog eine Schublade im Schreibtisch auf.
Sie glitt lautlos hervor, und Gulda griff mit der rechten Hand hinein. Er holte eine kleine Blechschachtel hervor, die matt glänzte. Er stellte die Schachtel auf den Schreibtisch und drückte auf den Knopf der Leuchte.
Das Licht strahlte von oben her gegen die Schachtel.
»Heben Sie den Deckel ab, G-man.«
»Und dann?«
»Machen Sie schon!« Gulda grinste weiterhin dünn.
Abe Douglas wollte kein Spielverderber sein und versuchte es. Mit einer Hand schaffte er es nicht, der Deckel klemmte ein wenig. Er nahm die zweite zu Hilfe. So zog er ihn auf.
Er schaute in die Dose - und wurde leichenblaß!
Auf dem Boden lag - leicht gekrümmt wie ein dicker Wurm - der Zeigefinger eines Menschen…

***

Wenn dieser Jorge Gulda darauf gewartet hatte, daß ein gewisser Abe Douglas in Ohnmacht fallen würde, so hatte er sich getäuscht. Der

Schock dauerte auch nicht zu lange, und im Kopf des G-man jagten sich die Gedanken. Es war der rechte Zeigefinger eines dunkelhäutigen Menschen, und Abe konnte sich vorstellen, zu welcher Hand er einmal gepaßt hatte. Man mußte ihn abgeschnitten haben.

Er besah ihn sich genauer, aber eine glatte Schnittfläche sah er nicht. Dann hob er den Deckel ab und setzte ihn provozierend langsam wieder auf das Unterteil.

»Na und?«

Gulda grinste noch immer. »Alles klar?«

»Nein.«

»Wollen Sie wissen, wem der Finger gehört?«

»Ich kann es mir denken - Woorie Cabal.«

»Bingo, voll getroffen. Er ist ein Irrer, er ist wahnsinnig. Er verwechselt seine Zelle mit einem Hotelzimmer. Er hat Ansprüche gestellt, er wollte besser behandelt werden als seine Mitgefangenen. Er war einfach mit unserem Essen nicht zufrieden. Ein Irrer, in der Tat. Und weil er damit nicht zufrieden war, hat er sich den eigenen rechten Zeigefinder abgebissen.« Gulda hob die Schultern. »Er hat dabei nicht einmal geschrieen, wie ich mir habe sagen lassen. Da habt ihr uns vielleicht einen gebracht, der stellt alles in den Schatten.«

»Stimmt.«

»So hat noch nie jemand gegen unser Essen protestiert.«

»Ernähren Sie sich auch davon?«

»Nein.«

»Das hätte ich mir denken können«, erwiderte Abe mit einem Blick auf die stämmige Figur. »Aber lassen wir das. Was geschah anschließend, nachdem er sich den Finger abgebissen hat?«

»Seine Portion wurde nicht erhöht. Er hat nur noch die Hälfte bekommen. Dafür gaben wir ihm einen Verband und auch Pflaster.«

»Ich will zu ihm.«

»Ja, gern. Ich habe Sie nur auf ihn vorbereiten wollen. Es wird lange dauern, bis wir ihn kleinkriegen, wenn überhaupt.«

»Eine Frage noch. Wie hat er sich sonst benommen? War er still, oder tobte er?«

»Nein, mehr ruhig. Sehr ruhig sogar. Er war in sich versunken, Hin und wieder hat er sogar gesungen, aber der Gesang war anders als ein normales Lied. Der Text schien aus Afrika zu stammen. Ich weiß es nicht, ich konnte auch nichts verstehen, aber den Gesang hat er über Stunden durchgehalten, sogar in der Nacht. Er fiel damit uns ziemlich auf die Nerven.«

»Verständlich. Gibt es sonst noch Probleme?«

»Bisher nicht.«

»Dann möchte ich ihn sehen.«

Jorge Gulda drehte sich um. Er verließ seinen Platz hinter dem

Schreibtisch und bat Abe, ihm zu folgen. Sie gingen aus dem Büro, in dem von der Atmosphäre dieses Bunkers nicht viel zu spüren gewesen war, aber jetzt, in diesem kalten, leeren Gang, spürte Abe Douglas wieder die Beklemmungen.

Vor einem Aufzug blieb Gulda stehen. »Unsere Vögelchen sitzen tief in der Erde«, erklärte er.

»Was befindet sich in den oberen Etagen?«

»Verwaltung, die Küche und so weiter. Wir sind hier ziemlich selbständig. Gewissermaßen eine verschworene Gemeinschaft.« Er sagte es so, daß er grinsen mußte und Abe eher den Eindruck hatte, das Gegenteil war der Fall.

Gulda zerrte die Tür auf. Auch sie bestand aus Eisen, und die Wände des Fahrstuhls waren ebenfalls mit Metallplatten bedeckt.

Es ging abwärts.

»Jetzt rattern wir in die Hölle«, sagte Gulda. »Die Gefangenen empfinden es so.«

»Kommen sie auch mal raus?«

»Ja, mit den Füßen zuerst.«

»Das meine ich nicht. Sehen Sie mal das Tageslicht?«

»Kaum.«

Der Aufzug hielt. Er vibrierte noch leicht nach, dann zerrte Gulda wieder die Tür auf, und Abe Douglas hatte den Eindruck, daß der Begriff Hölle nicht übertrieben war. Es herrschte in diesem Abschnitt eine Kälte, die der G-man nur mit dem Begriff Seelenlosigkeit umschreiben konnte. Hier war alles anders. Der Atem des Todes klebte als kalter Hauch an den kahlen Wänden und auch unter der Decke eines größeren Raumes, der ebenfalls Ähnlichkeit mit einer Zelle hatte, weil er von drei Seiten vergittert war. Durch den Aufzug konnte die Zelle verlassen werden, in der zwei Wächter hockten und mit dumpfen Blicken auf verschiedene Monitore schauten, die einen Gang überwachten, aber keine Bilder aus den Zellen übertrugen. Die beiden Wächter waren aufgestanden und meldeten keine besonderen Vorkommnisse.

»Was ist mit unserem Hungerkünstler?«

»Er ist ruhig, Jorge.«

»Schön.« Gulda deutete auf den G-man. »Das ist übrigens Mr. Douglas, ein FBI-Mann. Er war dabei, als man Cabal festnahm. Jetzt will er mit ihm reden.«

Die Wächter schauten Abe grinsend an. Beide waren dunkelhäutig und sahen aus wie Preisboxer.

»Viel Spaß, Mr. FBI. Aber gehen Sie nicht zu nahe an das Gitter heran. Es könnte sein, daß Ihnen unser Freund die Nase abbeißt. Er steht neuerdings auf Nasen.«

Beide lachten.. Auch Gulda grinste, an den sich Abe wandte. »Kann

ich ihn jetzt endlich sehen?«

»Ja, ist schon gut. Schließ auf, Oddie.«

Einer der Wächter bewegte sich. Er öffnete eine Tür im Gitter, und der Weg zu den Gefangenen war frei.

An der linken Seite des Betongangs befanden sich die Zellen. Sie alle hatten Gittertüren. Das harte Licht der Deckenbeleuchtung strahlte hin, erreichte aber nicht alle Ecken, in die sich die Gefangenen verkrochen hatten.

Abe wollte eigentlich nicht hinschauen, aber irgendeine Kraft zwang ihn, den Kopf zu drehen, und er sah Gestalten, die er nicht mal aus seinen Träumen kannte.

Daß es Menschen waren, sah er. Doch die Blicke, die man ihm zuwarf, verhießen Tod und Folter.

Nicht alle Zellen waren belegt. Bis zur zweitletzten mußten sie durchgehen, dann blieb Gulda stehen. »Ich lasse Sie jetzt allein, Mr. FBI. Wenn Sie genug haben, rufen Sie.«

»Ist schon okay.« Douglas ärgerte sich darüber, daß seine Stimme belegt klang, doch er konnte nichts dagegen unternehmen. Es war einfach die Atmosphäre, die ihn hier störte. Auch der Gestank, denn es roch nach menschlichen Exkrementen.

Er schaute in die winzige Zelle. Es gab einen Tisch, einen Stuhl, eine Pritsche und ein Loch im Boden, das wohl als Toilette diente. Mit einem Brett war es abgedeckt worden.

Schatten »klebten« im Hintergrund der Zelle fest. So war es schon etwas schwierig, den Gefangenen auszumachen, der auf der Pritsche hockte und dabei einen Schneidersitz eingenommen hatte. Kopf und Gestalt gingen ineinander über, und nur die hellen Augen schimmerten wie gebleicht.

Da Douglas im Licht stand, war er sicherlich schon entdeckt worden, aber Cabal sprach ihn nicht an.

Er blieb ruhig, er rührte sich nicht, und auch Douglas wartete noch.

Schließlich überwand er sich. »Du weißt, wer ich bin?«

Keine Antwort.

Nur aus der Nachbarzelle hörte er ein Kichern und auch Sätze, die ihn erschaudern ließen. »Ich will dich kochen… ich will dich kochen… ich kann dich riechen…«

Wieder das Kichern, dann war es still.

Abe Douglas startete einen zweiten Versuch. »Weißt du, wer ich bin, Cabal?«

Der Mörder bewegte sich. Er streckte die Beine aus, dann auch die Arme, und der G-man sah den Verband an der rechten Hand. »Ja, da stehst du gut, du Hundesohn.«

»Dann hast du mich also erkannt?«

»Ich kenne sogar noch deinen Namen.« Die Worte erreichten Abe als

Zischen. »Du bist Douglas, du hast mich festgenommen. Du warst der verdammte Anführer, aber ich sage dir schon jetzt, daß du keinen Spaß mehr am Leben haben wirst. Es fängt schon an. Du bist zu mir gekommen, weil ich wie ein Magnet auf dich wirke. Du bist hier, du kannst nicht anders, du spürst meine Aura, und du spürst vielleicht den Schatten des Leibhaftigen.«

»Es hat einen Toten gegeben.«

»Sehr gut!«

Abe schluckte. »Es war ein Mann, der dieser Jury angehörte, die dich verurteilte…«

»Alle werden sterben, auch du.« Er bewegte sich wieder und kniete sich hin, die Hände flach auf die Oberschenkel gelegt. »Keiner entkommt mir.«

»Dir oder Shango?« Abe freute sich darüber, mit dieser Frage endlich zum Thema gekommen zu sein, und er mußte erleben, wie der Mann auf der Pritsche zusammenzuckte.

»Shango?« Cabal sprach den Namen so aus, als wäre er der große Hoffnungsträger. Den G-man erreichte die Stimme wie ein böser Fluch, eine unheimliche Drohung.

»Du hast es erfaßt.«

Cabal bewegte sich. Er war geschmeidig, und Abe konnte sehen, wie er vom Bett glitt. Er kam sogar an das Gitter heran, die Hände um die Stangen gekrallt. Sein Verband leuchtete hell, als sollte er den Weg zum Gesicht weisen. Die Kleidung des Gefangenen bestand nur aus Lumpen. Gürtel fehlten.

Die Jacke war ebenso zugeknöpft worden wie die Hose. »Was hat er getan? Hat er mein Rufen gehört? Hat er euch schon besucht?«

»Er hat getötet.«

»Ach… wie schön.« Die Augen des Killers bekamen einen widerlichen Glanz. »Es war der erste Tote, nicht wahr? Oder hat es schon ein zweites Opfer gegeben?«

»Nein, nicht.«

»Schade, sehr schade.«

»Es wird auch keine Toten mehr geben!« erklärte der G-man mit harter Stimme.

Cabal lachte ihn aus. »Wer will das wissen? Du? Du wagst es, dies zu behaupten? Nein, ich sage dir, was ich weiß. Es wird viele, sehr viele Tote geben, und ihr werdet euch fragen, ob es wirklich so gut war, mich einzulochen.« Er streckte Abe den verbundenen Finger entgegen. »Ihr werdet es noch bereuen, das schwöre ich dir. Dir und allen anderen, du verfluchter Bulle! Es wird die Zeit kommen, wo ich dich noch einmal sehe. Dann aber wirst du auf den Knien vor meiner Zelle liegen und mich herausholen. Es sei denn, Shango ist dir schon über den Weg gelaufen. Dann wird ein anderer hier erscheinen.«

»Nein, Cabal, nein! Du bleibst in diesem Loch hocken. Du wirst hier verrotten.«

Woorie spitzte den Mund und lachte pfeifend. »Kleiner, dummer Bulle. Was weißt du schon von den Kräften, die mir zur Seite stehen? Welche Ahnung hast du schon davon?«

»Ich kenne den Voodoo-Kult.«

»Oh - gratuliere.« Er trat einen Schritt in die Zelle zurück und deutete eine linkische Verbeugung an. »Wirklich, das ist außergewöhnlich. Ein Bulle, der so gut Bescheid weiß? Der es zumindest versucht und dabei in alle Richtungen denkt. Aber ich will dich aufklären. Voodoo ist nicht gleich Voodoo, das solltest du vielleicht wissen. Auch dort gibt es Dinge, von denen ein Weißer noch nie etwas gehört hat und auch nie etwas hören wird. Das verspreche ich dir. Selbst meine Brüder kennen nur wenig, doch Shango und ich sind Meister. Wir kämpfen im Namen des Leibhaftigen, eines Mächtigen, den noch niemand zu Gesicht bekommen hat.« Er trat zurück und warf sich auf die Pritsche. »Geh jetzt, Bulle. Verschwinde! Ich will dich nicht mehr sehen. Ich mag deinen Geruch nicht. Du stinkst widerlich. Ich liebe den Geruch der Hölle!« Er lachte, und dieses Lachen schreckte auch andere Verbrecher in ihren Zellen auf. Sie wurden unruhig, traten an die Gitter, rüttelten an den Stäben, und ihr Schreien tönte in das Lachen hinein.

Der Mann, der Abe hergeführt hatte, stürmte herbei. Bewaffnet mit einem Holzknüppel, den er zielgenau gegen die Hände an den Stäben drosch. Heulend zogen sich die Verbrecher zurück.

Als der Schwarze schweratmend vor Abe stehenblieb, nickte dieser. »Keine Sorgen, Meister, ich verschwinde.«

»Das wollte ich auch geraten haben. Sie stiften nur Unruhe. Uns sind ruhige Gefangene lieber.«

»Kann ich mir denken.« Einen letzten Blick warf er noch in die Zelle. Cabal hockte wieder auf der Pritsche. Im Schneidersitz. Er hatte sich den Verband abgerissen und lutschte an seiner Wunde.

»Mein Blut schmecke ich, es schmeckt wie deines, Bulle.«

Wortlos wandte sich der G-man ab und ging hinter dem Wächter her. Dessen breite Schultern pendelten vor seinem Gesicht. Dieser Mann hätte in jedem Boxring eine gute Figur gemacht.

»Sie können allein hochfahren, man hat Sie schon angemeldet, G-man.«

»Danke.«

Der Wächter hatte die Hände in die Seiten gestemmt. Sein Kollege hockte auf dem Stuhl und trank eine Flasche Milch. Er kümmerte sich um nichts. »Ich hoffe, wir sehen uns nicht wieder.«

»Das kann ich Ihnen nicht versprechen.« Abe zwinkerte ihm zu. »Und viel Spaß noch. Tollen Job haben Sie hier, wirklich.« Er zog die Tür

auf und betrat die breite Kabine. Daß ihm das Wort »Arschloch« nachgerufen wurde, störte ihn nicht.

Oben grinste ihn Gulda an. »Habe schon gehört, daß es leichten Ärger gab.«

»Wieso das?«

»Unsere Mieter sind unruhig geworden.«

»Es lag nicht an mir.«

»Aha.« Gulda glaubte ihm kein Wort. »Sagen Sie, werden Sie noch einmal wiederkommen? Oder haben Sie erreicht, was Sie wollten?«

»Sie müssen damit rechnen, mich noch einmal zu sehen.«

»Sagen Sie mir früh genug Bescheid, damit ich mir dann Urlaub nehmen kann.«

»Klar, ich schreibe es mir auf. Und noch einen Rat möchte ich Ihnen geben, Mr. Gulda.«

»Ich bedanke mich schon jetzt.«

»Geben Sie acht auf meinen speziellen Freund.«

Gulda grinste breit und satt. »Warum? Haben Sie Angst, daß er uns entwischt?«

»So ist es.«

»Noch nie ist jemand aus diesem Bunker verschwunden. Keinem gelang je die Flucht.«

»Es gibt immer ein erstes Mal, Mr. Gulda.« Nach diesen Worten drehte sich der G-man ab und ging davon.

Er war froh, als er den Bunker von außen sah und auch den vertrauten Druck der Dienstwaffe wieder spürte. In diesem häßlichen Kasten mit seinen dicken Mauern konnte man nur Beklemmungen bekommen und depressiv werden.

Er stieg in seinen Wagen, fuhr aber noch nicht an. Im Innenspiegel schaute er sich sein Gesicht an.

Die Haut war von winzigen Schweißtropfen bedeckt, der Glanz in den Augen gefiel ihm auch nicht.

Er wirkte abgespannt und müde.

Der Grund hatte zwei Namen: Cabal und Shango!

Cabal war schlimm, das wußte er, das hatten sie erlebt. Doch was war mit Shango?

Er dachte an den toten Frank Orlando. Sicherlich hatte man seinen Körper schon gefunden. War er wirklich der Beginn einer länger andauernden Mordserie.

Abe Douglas hoffte es nicht. Er hatte Hilfe angefordert. John Sinclair und Suko würden nach New York kommen. Vielleicht schafften sie es dann gemeinsam, den Killer zu erwischen.

Aber wie, zum Henker, sollten sie jemand stellen, von dem sie nicht mal wußten, wie er aussah?

Auf diese Frage wußte der G-man keine Antwort.

***

Shango war in der Stadt!

Er war gekommen wie der Schatten der Dämmerung. Niemand hatte ihn gesehen, denn er verstand es, sich lautlos zu bewegen. Er kannte New York nicht, die Stadt war ihm fremd, denn seine Heimat war ein anderes Land, aber er bewegte sich mit der Sicherheit des Siegers, denn er wußte auch, wo er herzugehen hatte.

Kaum jemand hatte ihn gesehen. Er war nur in der Nacht gewandert, von einem finsteren Ort zum anderen. Er war auf der Suche nach einer Bleibe.

Einen Toten hatte er hinterlassen. Die Botschaft war gut gewesen, die ihm sein Bruder auf dem Weg der Gedankenübertragung mitgeteilt hatte. Aus der Zelle hervor und durch all die dicken Mauern hindurch war es ihnen gelungen, miteinander Kontakt aufzunehmen, und beide wußten, daß es nun weiterging.

Neue Opfer in einer anderen Stadt.

Der Götze würde sich freuen.

Shango sah so außergewöhnlich aus, daß er selbst in einer Stadt wie New York aufgefallen wäre, deshalb mußte er sich zurückhalten und die düsteren Ecken aufsuchen. Wenn er dann gesehen wurde, was auch passierte, dann glaubten viele an eine Täuschung, an ein Gespenst, das an ihnen vorbeigehuscht war.

Er suchte ein Versteck.

Wo fand er am ehesten eines?

Natürlich in der South Bronx, dem Elendsviertel von New York. Wo die Häuser den Namen nicht mehr verdienten und nichts anderes als ausgebrannte Ruinen waren. Sie boten dem lichtscheuen Gesindel gute Verstecke, und auch für Shango war es ideal.

Er hatte auch ein Haus gefunden.

Früher einmal mochte es mehrere Etagen gehabt haben, aber die obersten waren eingestürzt, und so konnte er sich nur in den beiden unteren bewegen.

Es machte ihm nichts aus, denn es war düster genug. Dunkelheit und Dämmerung, Schatten, die schwarz und blau aussahen, die ineinanderflossen und immer neue Farben und Schattierungen bildeten.

Die Treppe war noch vorhanden.

Es gab zwar kein Geländer, dafür konnte sich der Killer aussuchen, ob er nach oben oder nach unten gehen wollte. Er blieb in dem durch Schmutz übersäten Hausflur zunächst einmal stehen und lehnte seine Waffe gegen die Wand.

Es war eine besondere Waffe, die er aus seiner Heimat mitgebracht hatte. Eine Lanze, ein Speer, aus einem normalen Holzgriff hergestellt. Wichtig war aber die Spitze, die die Gestalt einer Flamme

angenommen hatte.

Es war seine Waffe. Er ließ sie nie aus den Augen, denn sie war für ihn mehr als wichtig.

Er lauschte in das Haus hinein. Es war still und schien menschenleer zu sein, das aber stimmte nicht, denn Shango spürte das menschliche Leben.

Der vorstehende Mund mit den breiten Lippen zuckte. Die Augen erhellten sich, sie nahmen an Größe zu. Eine kräftige Hand griff nach dem Speer und nahm ihn von der Wand weg.

Dann ging er los.

Seine Schritte waren kaum zu hören, als er über die Treppe in den Keller schritt. Die Füße hatte er mit weichen Lappen umwickelt, denn normalerweise ging er barfuß. Götter brauchten keine Schuhe, und er sah sich als Gott an.

Auf der Treppe lagen Müll, Schutt und Mörtel. Es stank nach Urin, nach feuchtem Schimmel und nach kaltem Rauch. Für die South Bronx ein typischer Geruch.

Am Fuße der Treppe blieb Shango stehen. Langsam senkte er den rechten Arm nach unten, und die Waffe machte die Bewegung mit. Sie drehte sich so, wie er sich drehte, als wäre sie eine Sonde, die bestimmte Richtungen ausloten sollte.

Die Haut auf seinem Gesicht zuckte. Er schloß die freie Hand zur Faust und wußte Bescheid.

Drei Löcher weiter befand sich der Mensch!

Die Löcher waren früher einmal Türen gewesen. Man hatte sie herausgerissen oder abgebrannt.

Vom letzten zeugten dunkle Spuren an den grauen Wänden.

Er fand das Ziel und trat über die Schwelle mit einem langen Schritt. Ein seltsames Geräusch begrüßte ihn und ließ den Eintretenden für die nächsten Augenblicke erstarren. Das Geräusch hörte sich an wie das hüstelnde Röcheln eines Kranken.

Shango war in die Dunkelheit getreten. Der andere konnte ihn nicht sehen. Zu tief war der Schatten.

Doch Shango sah den anderen sehr wohl. Er hatte die Augen einer Katze, für die selbst die Dunkelheit kaum Probleme darstellte.

Shango ließ den Mann in Ruhe. Er stufte ihn als harmlos ein. Einer der zahlreichen Gestrandeten, die es hier in New York gab. Ein Mann ohne Ehre, der es nicht wert war, daß ihm sein Leben- genommen wurde. Shango hatte da seine eigenen Ehrenregeln verteilt.

Der andere aber war beunruhigt. Er wühlte sich unter seinen Decken hervor, blieb darauf knien und holte aus irgendeiner Tasche eine handbreite Lampe hervor.

Das Licht erfaßte Shango im Vorbeistreifen, kehrte dann wieder zurück, und der Eindringling ließ es geschehen. Er ließ sich ansehen

und hörte einen erstickt klingenden Laut.

So etwas hatte der Berber noch nie in seinem Leben zu Gesicht bekommen. Das war unbeschreiblich, das war schon atemberaubend.

Eine dunkle Gestalt, beinahe nackt, sehnig und zäh, mit einer Haut, die schwarz, bläulich und zugleich grau schimmerte. Da mischten sich die Farben. Ein schmales Gesicht mit einer breiten Nase, einem großen Mund, bei dem die Zähne vorstanden. Eine hohe Stirn, Ringe in den Ohren, mit roten Streifen bemalte Wangen und einem fettig glänzenden Haar, das auf dem Kopf wuchs und in den Nacken hineinragte.

Auf dem Schädel befand sich noch etwas. Wie festgeschraubt wirkte der graue Totenschädel, den der Schwarze als makabre Mütze benutzte. Der Penner, selbst farbig, glaubte an einen Alptraum. Er sah auch die lange Waffe des Mannes, löschte das Licht, raffte im Dunkeln seine wenigen Habseligkeiten zusammen, sprach dabei Gebete, zitterte am gesamten Körper und stürmte aus seinem Versteck.

Shango ließ ihn laufen. Es brachte nichts, wenn er sich um diesen Mann auf seine Art kümmerte. Er war längst wieder in den Schatten zurückgetreten, und der Penner würde ihn sicherlich sehr bald vergessen haben.

Er war aus dem Haus gerannt, seine Schritte waren verhallt, während sich Shango in dem düsteren Kellerraum umschaute. Es war ein stinkendes Loch, mehr nicht. Überall klebte der Dreck, auch an den Wänden hatte er seine Spuren als schmutzige Streifen hinterlassen. Selbst die Decke sah aus wie ein altes Tuch.

Shango ließ sich nieder. Er bewegte sich, und es war kaum ein Laut zu hören. Geschmeidig setzte er sich auf den Boden, die Knie angezogen, die Waffe dazwischengeklemmt und den Griff mit beiden Händen umklammernd. Er entspannte sich, weil er wußte, daß die nächsten Minuten wichtig für ihn und seine Aufgabe werden würden.

Den Hinterkopf hatte er gegen die Wand gedrückt. Auf seinem Schädel steckte der graue Totenkopf.

Er gehörte zu Shango wie das Wasser zum Tee, den Druck spürte er nicht. Sein Kopf und der Schädel waren miteinander verwachsen.

Shango entspannte sich. Er ließ die nicht benötigten Kräfte aus seinem Körper herausfließen, denn er wollte nur für sich sein. Er mußte sich eben auf andere Dinge konzentrieren, und er schaute nach vorn, als könnte er in der Dunkelheit gewisse Bilder erkennen. Den Mund hielt er halb geöffnet, sein Geist schwamm weg, suchte sich einen anderen Weg aus dieser Welt und fand ein neues Ziel.

Es war der Schädel auf dem Kopf.

Die Augen-, Mund- und Nasenhöhlen waren leer gewesen. Das blieb nicht so. Je mehr Kraft aus Shango herausfloß, um so mehr verstärkte sie sich in dem Schädel und sorgte dort für unheimliche

Veränderungen.

Ein ungewöhnliches Licht erfüllte die leeren Augenhöhlen. Ein blasses Leuchten, sehr fahl, nicht vergleichbar mit dem Mondlicht, aber auch nicht mit dem Licht einer normalen Lampe.

Es lag dazwischen, es hatte keine strahlende Kraft, es war einfach nur da. Es zitterte auch nicht, die Oberfläche zeigte sich trotzdem aufgerauht, sie hätte nie einen spiegelnden Glanz bekommen, sie war da, und sie transportierte etwas.

Shango spürte es.

Und über seine Lippen huschte ein zufriedenes und auch erlöst wirkendes Lächeln. Er steckte voll innerer Freude. Solange das Licht vorhanden war, wußte er Bescheid. Da konnte nichts mehr schiefgehen, da war alles wunderbar, da wurde er nicht im Stich gelassen.

Es hatte nicht immer so intensiv geleuchtet auf seiner langen Reise. Nun war es kräftiger geworden, und er spürte, daß sein Bruder noch lebte. Die Brücke mußte durch das Licht gebaut werden.

Eine Brücke zu ihm…

***

Auch Cabal hockte bewegungslos auf seiner Pritsche. Er wußte mittlerweile, daß es Nacht geworden war. Diesen Tag-und-Nacht-Rhythmus hatte auch die Zeit in der Zelle nicht zerstören können. Zudem hatte man ihm sein Essen gebracht, irgendeine Pampe, auf einen Pappteller geklatscht. Er konnte das Zeug mit den Händen in seinen Mund stopfen, sich aber auch für einen Löffel entscheiden, und so entschied er sich für den Löffel.

Er aß, ohne zu wissen, was er da hineinschlang. Es schmeckte fad, wahrscheinlich ein Kartoffelbrei, in einer Brühe gekocht, ohne Speck oder Fett.

Aber es stillte den Hunger. Cabal kratzte den Teller sogar leer und leckte ihn ab.

Später kam der Aufpasser, um Teller und Löffel bei den Gefangenen wieder einzusammeln.

Einige von ihnen versuchten es mit einem Gespräch. An diesem Abend blieb der dunkelhäutige Aufpasser stumm, was auch Cabal recht gewesen war, denn er wollte mit sich und seinen Gedanken allein sein.

Cabal saß im Lotussitz und schaute in Richtung Zellengitter. Er sah die Stäbe nur schwach, denn es brannte kein Licht mehr im Gang. Nur ganz vorn war die Notbeleuchtung eingeschaltet worden.

Deren Schein drang nicht bis ans Ende.

Die typischen Geräusche umgaben ihn. Mochten die Mauern auch noch so dick sein, alles konnten sie nicht schlucken.

Er hörte das Stöhnen oder Flüstern. Er nahm Gelächter wahr, hin und wieder dumpfe Schläge. Auch Flüche waren zu vernehmen, denn jeder Gefangene verbrachte seine Abende und Nächte anders.

Nicht alle blieben ruhig. Es gab auch welche, die sich mit ihrem Schicksal nicht abfinden wollten und hin und wieder tobten.

Am Ende einer Woche wurden sie der Reihe nach aus den Zellen geholt und in ein Bad gesteckt, das nicht nur säuberte, sondern auch desinfizierte. Einmal im Monat kam sogar ein Arzt, um sie zu untersuchen, wenn sie es wollten.

Cabal hatte es noch nicht erlebt, nur davon gehört, als man ihm die Bedingungen vorgelesen hatte.

Zudem war der davon überzeugt, den Arzt nicht kennenzulernen, denn er hatte nicht vor, länger in diesem dreckigen Verlies zu bleiben.

Er wollte raus.

Er würde rauskommen!

Wer ihn so auf der Pritsche hätte sitzen sehen, dem wäre in den Sinn gekommen, einen erstarrten Toten vor sich zu haben. Cabal bewegte sich nicht. Alles an ihm war verhärtet, wie zu Stein geworden, und seine Lippen lagen aufeinander, so daß sie nicht die Spur einer Lücke bildeten.

Die Augen hielt er geschlossen, um sich auf die inneren Kräfte besser konzentrieren zu können. Er war ein Mensch, der sich beherrschte, der es auch schaffte, durch seine eigene Kraft, der Enge seines Jetzt zu entfliehen. Er dachte nicht mehr an die Zelle, er fühlte sich nicht von Mauern und Gittern umschlossen. Den Körper konnte man einsperren, den Geist nicht.

Den hatte Cabal längst auf Wanderschaft geschickt, denn er war das suchende Element.

Suchen und ein Ziel finden.

Noch tastete er in die Leere hinein, aber Cabal gab nicht auf. Er hatte eine Botschaft für Shango, und Shango wartete darauf, diese Botschaft zu empfangen.

Wichtig war der Kontakt, dem die Nachricht folgte. Alles andere konnte danach fließen, und die beiden würden sie fühlen, als wären sie überhaupt nicht getrennt.

Es gab sie.

Es würde sie auch weiterhin geben.

Sie würden den Menschen zeigen, daß es unmöglich war, den Leibhaftigen zu überlisten. In seinem Namen waren sie zusammengekommen. In seinem Namen würden sie weitermachen, um den Leibhaftigen zu stärken.

Noch suchte Cabal.

Er hatte alles um sich herum vergessen. Sein gesamter Körper bestand einzig und allein aus Konzentration. Er hatte zudem das

Gefühl, daß es ihn nicht gab, Cabal saß auf der Pritsche, er hätte ebensogut darüber schweben können, er hätte es auch nicht bemerkt.

Was war schon ein Körper?

Eine Mischung aus Knochen, Wasser und Muskeln? Irgend etwas, das ihm überhaupt nicht in den Sinn kam, das so unwichtig war, so, als äußere Hülle begrenzt.

Wo wartete Shango auf ihn?

Er mußte da sein, Cabal wußte es. Shango und er hatten sich abgesprochen. Keiner würde den anderen je im Stich lassen. Shango war wichtig, denn er führte das aus, was Cabal wollte. Und seine Rache stand erst am Beginn, sie würde weitergeführt werden, und sie würde ein Grauen über die Menschen bringen, wie sie es noch nicht erlebt hatten.

Der Geist suchte…

Er tastete sich hinein in die leeren Ebenen, in andere Dimensionen und Welten. Es gab dort keine natürlichen Grenzen, alles floß, befand sich in Bewegung, Magie…

Cabal zuckte mit den Schultern. Gleichzeitig durchlief ihn ein wilder Schauer.

Er hatte ihn.

Er hatte seinen Bruder.

Und Shango hatte ihn.

In der Kehle des Mörders entstand ein Geräusch, das kaum zu beschreiben war. Ein Stöhnen - zufrieden, satt und selbstsicher klingend. Nach der Devise: Mir kann keiner etwas antun. Es war also geschafft - wieder einmal, und es hatte besser geklappt als beim ersten Versuch. Er wurde immer sicherer, was auch seinen Bruder freuen würde. Seinen großen Nachfolger, der einfach nicht zulassen konnte, daß jemand vom gleichen Blut eingesperrt wurde.

Cabal hörte Shango reden. Es waren Botschaften, die durch sein Gehirn eilten.

›Ich bin allein…‹

›Ich auch.‹

›Wie geht es dir, Bruder?‹

›Gut.‹

›Lange wirst du nicht mehr gefangen sein.‹

›Das weiß ich.‹

›Ich habe mich versteckt. Ich bin in einem Keller. Ich möchte noch in dieser Nacht meine Aufgabe erfüllen. Ich kenne nichts. Sag mir einen Namen…‹

›Es ist eine Frau.‹

›Gut. Wie heißt sie?‹

›Ginger Hayden.‹

›Wo finde ich sie?‹

›Sie wohnt allein.‹
›Das ist gut, aber wo?‹
›In einem Haus mit vielen Wohnungen. Es steht in der Nähe eines großen Parks.‹
›Den Namen…‹
›Central Park. Das Haus ist weiß angestrichen. Ich weiß es. Ich sehe es vor mir.‹
›Die Straße.‹
›Central Park North. Du wirst das Haus nicht übersehen können. Es ist weiß und alt.‹
›Danke, Bruder. Wie heißt die Frau noch?‹
›Ginger Hayden.‹
›Ich werde sie finden.‹
›Und ich freue mich.‹
Die Verbindung brach ab. Cabal, der auf seiner Pritsche hockte, stieß den Atem zischend aus. Es war zu hören, wie erleichtert er war, daß es wieder einmal geklappt hatte. Und er würde immer besser werden, immer besser…
Er ließ sich zurücksinken, bis sein Kopf das Laken berührte. Dann lachte er, er lachte, aber niemand hörte es, weil es lautlos war - und auch gefährlich…

***

Nach der Scheidung hatte Vincent ihr die Wohnung überlassen, und darüber war Ginger froh, denn in diesen drei Zimmern fühlte sie sich geborgen. Es war ihr Zuhause, hier konnte sie leben und arbeiten. Im Gegensatz zu vielen anderen Frauen ihres Alters war bei ihr der Fall in das tiefe Loch nach der Scheidung sehr bald gestoppt worden. Sie hatte sich auf sich selbst und ihre Kräfte besonnen und war darangegangen, ihr Leben neu zu ordnen.
Sie arbeitete als Sachbearbeiterin in der Verwaltung. Die vierundvierzigjährige Blondine galt bei ihren Kollegen und Vorgesetzten als verläßlich. Sie war beliebt, sie hatte sich zudem hochgearbeitet und ein eigenes Aufgabengebiet übernommen, und sie hatte auch nicht abgelehnt, als man sie bat, als Geschworene bei Gerichtsverhandlungen anwesend zu sein.
So etwas mußte getan werden, und es mußte auch Menschen geben, die dem Recht dienten.
Ihr Leben war nach der Scheidung durchaus normal verlaufen, bis zu diesem unseligen Prozeß gegen den fünffachen Mörder Woorie Cabal. Da hatte Ginger zum erstenmal gespürt, was es heißt, Angst zu haben. Obwohl der Angeklagte immer gefesselt war und unter Bewachung stand, hatte er ihr Furcht eingeflößt. Sie hatte auch von seinen Taten gehört und deshalb erfahren, mit welch einer ungeheuerlichen

Grausamkeit sie begangen worden waren.

Furchtbar, kaum auszusprechen…

Und es war genau der Zeitpunkt gekommen, an dem sie daran gedacht hatte, diese Aufgabe abzugeben. Sie hatte lange überlegt, sich aber dagegen entschieden und hatte weitergemacht.

Der Prozeß war gelaufen, Cabal hatte seine Strafe bekommen, aber seine letzte Rede war allen im Gedächtnis haften geblieben, natürlich auch Ginger Hayden.

Im Namen des Leibhaftigen. Das genau hatte er gesagt, und es war ihr vorgekommen, als hätte er im letzten Augenblick noch den Teufel zu Hilfe gerufen.

Er sollte ihm helfen.

Konnte er das?

Ginger wußte es nicht. Sie hatte mit dem Teufel nie viel am Hut gehabt. Früher einmal war sie in die Kirche gegangen, doch in dieser Stadt hatte sie das einfach vergessen. Die Worte wollten ihr nicht aus dem Sinn. Sie brannten in ihr wie Säure, und sie hatte das Gefühl gehabt, daß mit der Verurteilung des Mörders der Fall noch nicht abgeschlossen war.

Dann war der Mord geschehen.

Sie hatte von Frank Orlandos Tod in der Zeitung gelesen. Nur eine kleine Meldung, es war nicht darüber berichtet worden, wie er ums Leben gekommen war. Sicherlich gab es in New York noch mehrere Orlandos, aber Ginger hatte nachgeforscht und erfahren, daß es *der* Orlando war, der nicht mehr lebte.

Ihre Angst wuchs.

Und auch die Polizei hatte ähnlich gedacht wie sie. Zwei Beamte waren zu ihr ins Amt gekommen und hatten mit ihr gesprochen. Sie waren sehr offen gewesen und sprachen die Befürchtung aus, daß sich jemand aufgemacht hatte, um eine Rachetour zu beginnen.

Gleichzeitig waren sie davon überzeugt gewesen, daß sie den Mörder schnell finden würden, sie hatten nur sicherheitshalber eine Warnung aussprechen wollen. Außerdem baten sie darum, daß Ginger die Augen offenhielt und alles Verdächtige, was in ihrer unmittelbaren Umgebung geschah, sofort meldete.

Sie hatte es versprochen.

Von nun an lebte sie mit der Furcht. Tagsüber weniger. Sobald jedoch die Dunkelheit über das Land hereinbrach, da kam die Furcht wieder durch. Ginger schloß alle Fenster, sie legte die beiden Riegel vor die Tür und sie bedeckte die Scheiben auch von innen mit Vorhängen.

Drei große Zimmer standen der Frau zur Verfügung. Zählte man das Bad mit, kam noch ein viertes hinzu. Ihre Wohnung war die Burg, in der sie Schutz fand, sie war das Heim, in das sie keinen Menschen

hineinließ, den sie nicht kannte, und sie hatte sich nie davor gefürchtet, aber nach dieser einen Tat konnte sie sich nicht mehr wohl fühlen. Da war alles anders geworden.

Ginger Hayden hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, am Abend noch einmal ein Bad zu nehmen, dann zu lesen oder in die Glotze zu schauen. Auf das Bad verzichtete sie und stellte sich statt dessen unter die Dusche.

Eingehüllt in ihren Bademantel ging sie in den Wohnraum, lümmelte sich in ihren Sessel und nahm ein Buch. Sie schlug es auf, sie wollte lesen, aber sie konnte sich einfach nicht konzentrieren. Alle normalen Laute kamen ihr verdächtig vor und beunruhigten sie.

Ginger stand auf, als sie das Buch zur Seite gelegt hatte. Sie war eine überdurchschnittlich große Frau, die durch die hochgekämmten blonden Haare noch größer wirkte. Ihr Gesicht war glatt und hatte um die Mundwinkel herum in den letzten zwei Jahren harte Züge bekommen, was ihr einen strengen Ausdruck verlieh, den auch die Brille mit dem farbigen Gestell nicht auflockern konnte.

Mit ihrer Figur war sie zufrieden. Ihretwegen kassierte sie manch bewundernden Blick, was ihrem Ego natürlich guttat.

Ginger ging quer durch den Raum auf das Fenster zu. Auch die Möbel hatte ihr geschiedener Mann ihr gelassen. Mit seiner neuen Freundin hatte er ein anderes Leben irgendwo im Süden beginnen wollen. Sollte er, sie trauerte ihm nicht nach.

Die Vorhänge waren neu und zeigten ein Blumenmuster. Sie reichten bis zum Boden. Das alte Parkett glänzte, denn Ginger sorgte stets für eine gute Pflege.

Für einige Minuten blieb sie vor dem geschlossenen Fenster stehen und schaute nach draußen.

Der Central Park lag praktisch vor ihr. Er war die grüne Lunge der Riesenstadt, die allerdings zwei Seiten aufzuweisen hatte.

Tagsüber bewegten sich Sportler, Familien und Müßiggänger durch den Park. In der Nacht aber konnte er zur Hölle werden, wenn sich lichtscheues Gesindel herumtrieb, und mehr als einmal hatte Ginger die Schreie aus dem Park gehört.

Sie öffnete das Fenster.

Der noch kalte Märzwind ließ sie frösteln. Auch die dunkle Fläche vor ihr war nicht ruhig. Irgendwo brodelte es immer, und gerade dieses Brodeln wurde auch an ihre Ohren getragen. Sie schaffte es nicht, die einzelnen Geräusche zu unterscheiden, doch bei Nordwind wurden sie von der hinter den Häusern entlangführenden Straße bis über die Dächer hinweggetragen. Da bildete dann das Summen der Autoreifen auf dem Asphalt zusammen mit den unterschiedlichen Huptönen eine akustische Kulisse, an die sich die Mieter des Hauses erst gewöhnen mußten.

Dieses Haus war toll.
Fast so alt wie das Jahrhundert stand es da, als wollte es den Park überwachen. Dabei war es nicht einmal hoch. Gerade mal drei Stockwerke plus Dachgeschoß, mehr nicht.
Die Wohnungen waren schon vor Jahren von den Mietern gekauft worden, zum Glück, denn mittlerweile waren die Preise wahnsinnig gestiegen.
Ginger Hayden hatte sich immer glücklich geschätzt, hier zu wohnen. Das würde auch sicherlich wieder so werden, aber erst, nachdem der Killer gestellt worden war.
Der Killer!
Da war es wieder, dieses verdammte Wort, das sich in ihrem Kopf festhakte.
Killer, Mörder - das bedeutete Täter und Opfer.
Sie schüttelte sich, als sie daran dachte. Plötzlich kam ihr die Luft noch kälter vor, als befände sich in ihr bereits der Hauch des Bösen oder der Atem des Leibhaftigen.
Auch diesen Namen hatte sie nicht vergessen. Ginger fühlte, wie sie schwankte. Sie klammerte sich an der Fensterbank fest, der Wind spielte mit ihrem Haar, sie starrte nach vorn, wo es dunkel war.
Das Licht der Außenlaternen bemerkte sie nicht. Ginger interessierte nur die Finsternis der Nacht, obwohl sie sich davor fürchtete. Gleichzeitig hatte diese Dunkelheit einen eigenen Reiz, eine Mischung aus Schutz und Gefahr, die gut als Deckung fungieren konnte.
War er da?
Der Park gab ihm Schutz. Er lag vor ihr wie ein Wall. Oder wie ein finsterer Himmel, der auf die Erde gefallen war, wobei er nur wenige Sterne mitgenommen hatte, denn so und nicht anders schätzte sie die Lichter ein, die, mal höher, dann wieder tiefer in der Dunkelheit schwebten.
Ginger hatte vergessen, auf die Uhr zu schauen. Sie ging davon aus, daß die Tageswende noch zwei Stunden entfernt war, und gerade vor dieser Zeit fürchtete sie sich.
Als Kind hatte man ihr immer von der Geisterstunde berichtet, da waren ihr dann auch die alten Märchen in den Sinn gekommen, die manchmal so grausam waren.
Sie schloß das Fenster.
Sie drehte den Griff, der abschließbar war. Trotz allem war sie nicht zufrieden. Wer in die Wohnung gelangen wollte, der schaffte es, aber dieser Einbruch würde nicht lautlos über die Bühne gehen, darauf hoffte Ginger.
Sie rief eine Freundin an.
»Hi, Ginger, was ist los?«
»Ach, nichts, nur so.«

»Stimmt nicht.«
»Wieso?«
»Ich höre es dir an.«
»Was hörst du denn?«
»Du klingst so bedrückt. Und dein Anruf bei mir kommt mir vor wie ein schwach unterdrückter Hilfeschrei.«
»Kann sein, Kitty.«
»Wo liegt das Problem?«
»Ich habe Angst.«
Kitty schwieg. »Gibt es dafür einen besonderen Grund? Ich meine, einen realen. Wirst du bedroht?«
»Nein, nicht direkt.«
»Aber…?«
Ginger zeichnete Kreise auf den Tisch. »Das ist schwer zu sagen, Kitty, wirklich…«
»Würde es dir helfen, wenn ich komme?«
Ginger lächelte, obwohl die Freundin es nicht sehen konnte. Aber sie hatte ihre Gedanken erraten, und Gingers Antwort klang erleichtert. »Ja, Kitty, ich will ehrlich sein - ja.«
»Okay, ich habe nichts vor.«
»Keinen Lover?«
»Vergiß es, Ginger. Der letzte wollte sich nur in ein gemachtes Nest setzen und sich ausruhen. Ich sollte für ihn arbeiten. Da hat er sich geschnitten, sage ich dir.«
»Das ist gut.«
»Finde ich auch. Wir können später darüber reden. Gib mir eine Stunde - okay?«
»Sicher.«
»Bis dann, und stell schon etwas kalt.«
»Mach ich, Kitty.«
Erleichtert legte Ginger auf. Kitty und sie waren Freundinnen schon seit Jahren. Kitty war so etwas wie ein menschlicher Quirl und immer in Bewegung. Sie brauchte Action, ohne sie langweilte sie sich. Es würde ihr auch nichts ausmachen, zu einer derartig späten Stunde die Freundin zu besuchen.
Champagner!
Ja, das war die Idee. Zwei Flaschen hatte Ginger verwahrt. Sie standen in der Küche, leider nicht im Kühlschrank. Sie würde sie sicherheitshalber für eine halbe Stunde auf Eis legen. Wenn Kitty kam, würden sie Champagner trinken und all die Scheiße vergessen, die das Leben so manchmal mit sich brachte.
Um in die Küche zu gelangen, mußte die Frau den Flur betreten. In alten Häusern wie diesem war er noch großzügig gebaut worden. Da brauchte man keine Angst davor zu haben, beim An- oder Ausziehen

mit den Händen gegen die Wände zu schlagen.
Sie trat in den Flur, wollte Licht machen, doch die Hand erstarrte auf halbem Wege.
An der Wohnungstür stand unbeweglich der Schatten!

***

Er ist da! Fuhr es Ginger durch den Kopf. Er ist da. Der Killer ist gekommen. Du bist sein nächstes Opfer. Er ist ein Mensch und keine Säule, auch wenn er so aussieht.
Sie sah und roch ihn!
Es war ein ungewöhnlicher, ein fremder Geruch, der ihr da entgegenströmte. Ein Geruch, der nicht aus diesem Lande stammte, dafür war er einfach zu exotisch.
Angst überflutete sie.
Ein derartiges Gefühl hatte Ginger noch nie gekannt, nicht in dieser Stärke. Dieser unbewegliche Fremde, der dunkelhäutig sein mußte, weil er sich kaum von den Schatten im Flur abhob, war gekommen, um ein Versprechen einzulösen.
Vor ihren Augen verschwamm das Bild. Ein anderes schob sich statt dessen vor ihre Augen.
Sie sah sich wieder im Gerichtssaal sitzen und diesen Woorie Cabal beobachten.
Seine Rede, seine letzten Worte stießen aus der Erinnerung hervor wie Blitze in ihren Kopf.
Im Namen des Leibhaftigen.
Genau das war es, vor dem sie sich so schrecklich fürchtete. Im Namen des Leibhaftigen, dieses Monsters, des Teufels oder was immer er auch sein mochte.
Er war das Grauen, er war der Tod. Er wollte Blut und Vernichtung. Sie schauderte noch mehr zusammen, und sie spürte auch die Stiche in ihrer Herzgegend. Wieviel Zeit seit dieser Entdeckung des Fremden vergangen war, das wußte sie nicht. Ihr momentanes Leben war plötzlich zeitlos geworden, sie fühlte sich wie herausgedrängt, und sie konnte noch nicht begreifen, daß der andere erschienen war, um sie zu töten. Einfach vernichten, ihr das Leben nehmen, sie… sie…
Er ging vor.
Ginger hörte nichts. Dieser unheimliche Fremde schaffte es tatsächlich, sich lautlos zu bewegen. Er war wie ein Schatten, der über dem Boden schwebte, und er hielt etwas mit seiner rechten Hand fest, das Ginger erst jetzt sah.
Es war ein langer Gegenstand, eine Stange, die oben spitz zulief. Die Mordwaffe?
Ginger Hayden wußte es nicht, wie Frank Orlando ums Leben gekommen war, sie wollte es auch nicht wissen, die dachte an sich

selbst und daran, daß sie ihr Leben retten mußte.
Sie ging deshalb zurück und trat wieder in den Lichtschein des großen Wohnzimmers, dessen wuchtige Möbel ihr möglicherweise Deckung geben konnten.
Die Frau trat ins Licht, der Töter ebenfalls.
Er überschritt die Schwelle, und Ginger sah ihn zum erstenmal genau. Jetzt fiel ihr auch der Name wieder ein, den Cabal gerufen hatte.
Shango!
Ja, das mußte dieser Shango sein. Das war er, der noch schlimmer war als Cabal.
Sein Gesicht war mit roten Streifen an den Wangen bemalt. Er hatte die Unterlippe des breiten Mundes vorgeschoben, als wäre er dabei, Speichel zu sammeln, den er ihr ins Gesicht spucken wollte.
Es war einfach furchtbar und grauenhaft.
Er bewegte seine Waffe. Ginger konnte erkennen, daß es eine Lanze war, auch wenn die Form von der normalen abwich. Die Spitze war geschwungen wie eine erstarrte Flamme, und sie konnte den Blick davon einfach nicht abwenden.
Kitty!
Himmel, warum kam Kitty nur so spät?
Ginger hörte das Zischen.
Er hatte es ausgestoßen. Ein bösartig klingendes Geräusch, keine Warnung, ein Signal. Aber nur für ihn, denn Shango bewegte seine rechte Hand blitzschnell.
Noch schneller war die Lanze.
Sie traf ihr Ziel!
Ginger Hayden merkte so gut wie nichts, denn noch im Stehen verlor sie ihr Leben.
Shango aber war sehr zufrieden…

***

Und Cabal war es auch!
Als Ginger starb, richtete er sich auf, als hätte jemand seinem Körper noch nachträglich Schwung gegeben.
Er blieb auf der Pritsche sitzen und sah aus, als würde er nach irgendwelchen Geräuschen lauschen oder forschen. Er hörte nichts, was von außen her an seine Ohren drang. Wenn einer der anderen Gefangenen schnarchte, wurden diese Laute durch das dicke Mauerwerk gedämpft.
Aber da war etwas.
In seinem Kopf, direkt hinter der Stirn, hörte er es singen. Eine ungewöhnliche Musik, nur für ihn zu hören, aber Töne, die ihm eine Botschaft vermittelten.

Es war geschafft.

Ginger Hayden lebte nicht mehr. Shango hatte wieder einmal seine Pflicht erfüllt.

Opfer Nummer zwei!

Cabal war zufrieden. Sogar sehr zufrieden. Er blieb auf der Pritsche hocken und rieb seine Handflächen gegeneinander. Sie waren schweißnaß, er selbst war aufgeregt, er spürte den Durst, ignorierte ihn und konnte ein Lachen nicht unterdrücken.

Ja, er lachte.

Nicht lautlos, diesmal durchaus hörbar. Er fühlte sich in diesen Augenblicken so stark wie ein Riese.

Aufstehen, die Gitterstäbe umklammern und sie verbiegen, das hätte er sich durchaus zugetraut, aber er hielt sich zurück.

Seine Zeit war noch nicht gekommen.

Er starrte gegen die Gittertür. Dahinter war es dunkel, beinahe pechschwarz, was nicht so blieb, denn der zuckende Schein einer Taschenlampe tanzte wie ein hellgelber Schatten über den Boden und vernichtete die Finsternis in der Mitte.

Einer der Bewacher hatte sich aufgemacht, um zum letztenmal in dieser Nacht nachzuschauen. Cabal kannte das Ritual. Es wiederholte sich in jeder Nacht.

Wehe dem Gefangenen, der nicht schlief oder nicht so tat, als würde er schlafen. Dann gab es Ärger, und Cabal hatte schon manches Schreien gehört.

Die Schritte näherten sich seiner Zelle. Es war nichts passiert, kein Grund für den Aufpasser, seinen Frust abzulassen. Für Cabal wäre es an der Zeit gewesen, sich hinzulegen und dem Glotzer einen Schlafenden vorzuspielen.

Er tat genau das Gegenteil.

Der Mörder wälzte sich von der Pritsche. Er blieb auch nicht neben ihr stehen. Mit zwei langen Schritten hatte er das Gitter erreicht und schielte durch die Stäbe nach rechts, denn von dort waren die Schrittgeräusche erklungen.

Der Wächter kam näher.

Jetzt leuchtete er in die Nachbarzelle.

Sekunden noch, dann…

Der Mann ging weiter. Cabal konnte ihn riechen. Er hatte die Lampe wieder zu Boden gerichtet und hob sie nun an, und einen Augenblick später fand der Strahl die Lücke zwischen den Stäben.

Er fand auch ein Ziel.

Cabals Gesicht!

Es war nicht zu erkennen, wer überraschter war, der Gefangene oder der Wächter. Jedenfalls trat der Aufpasser unwillkürlich zurück, denn Cabals Anblick hatte ihn erschreckt. Die Wand hielt ihn auf, und Cabal

dachte nicht daran, zurück zu seiner Pritsche zu gehen und sich dort hinzulegen. Er blieb vor dem Gitter stehen, die Hände um zwei Stäbe gekrallt.

Der Aufpasser hatte sich wieder gefangen. Er schwitzte sogar. Haß und Zorn stiegen in ihm hoch.

Durch sein heftiges Erschrecken fühlte er sich gedemütigt, und das wollte er auf keinen Fall zulassen. An der rechten Hüfte trug er einen Knüppel mit besonderer Funktion. Eine eingebaute Batterie und ein Kontakt sorgten dafür, daß dieser Knüppel Elektroschocks verteilte. Damit wurden Gefangene schnell und wirksam bestraft.

»Das hast du nicht umsonst getan, du Hund!« Der Wächter hatte den Knüppel losgehakt.

Er holte aus und ging nach vorn.

Zielen konnte er, sie hatten es alle geübt. Sie trafen die Lücken zwischen den Stäben immer.

So auch jetzt.

Der Knüppel erwischte Cabals Gesicht. Er war bewußt nicht auf seine Hände gezielt worden, und Cabal nahm den Treffer hin. Zwar zuckte sein Kopf, aber er lachte, und dieses Lachen hörte auch nicht auf, als er den zweiten Schlag mitbekam.

Dann ging er zurück.

An der Pritsche blieb er stehen, breitete die Arme aus und schaute in das Gesicht hinter den Stäben.

»Schau genau hin, schau sehr genau hin. Was ist schon ein Schlag gegen mein Gesicht. Denk an den Leibhaftigen, denke immer daran.« Er lachte und ließ sich auf die Pritsche fallen.

Der Aufpasser sagte nichts. Er ging zurück. Was noch nie passiert war, spürte er jetzt.

Angst…

***

Manchmal kommt man besser von London nach New York als quer durch die Stadt an der Themse.

Bei uns ging alles glatt, es gab nicht die geringste Verzögerung, der Flug war wunderbar und die Landung reine Routinesache. Daß Abe Douglas keine Zeit gehabt hatte, uns abzuholen, war verständlich. Wir hatten ausgemacht, uns im Hotel zu treffen, und dort lag bereits eine Nachricht für uns.

Abe wartete in der Bar.

Wir gingen zuerst auf die Zimmer, stellten das Gepäck ab und fuhren nach unten.

Die Bar war mir nicht gemütlich genug, aber sie diente ihrem Zweck. Durch die Rauchglastür sahen wir Abe an der Theke sitzen. Er trank Wasser und telefonierte dabei. Er sprach dabei in eines dieser

tragbaren Dinger, die ich nicht mochte, weil sie überall dabei waren. Für Menschen mit bestimmten Berufen waren sie jedoch zu einem Segen geworden, und der G-man zählte dazu.

Er sah uns nicht, weil er dem Eingang den Rücken zudrehte. Wir ließen ihn ausreden, und als er das Telefon wegsteckte, standen wir so dicht hinter ihm, daß es auffallen mußte.

»Ja, Suko«, sagte ich. »Es gibt eben Menschen, die sind immer im Dienst.«

Douglas hatte meine Stimme gehört und wirbelte auf dem Hocker sitzend herum.

»John… ha, ha…«, lachte er. »Das nenne ich pünktlich. Das nenne ich super.«

»Hi, Abe.«

Wir begrüßten uns, klopften uns gegenseitig auf die Schulter, und der Barmann schaute uns dabei säuerlich lächelnd zu. Er stand so dicht unter der gläsernen Tulpe einer Lampe, daß diese seinen Kopf beinahe berührte. Es sah aus, als hätte er sie als Helm aufgesetzt. Wir setzten uns. »Was wollt ihr trinken, Freunde?«

»Das gleiche wie du«, sagten Suko und ich wie aus einem Mund.

»Okay.« Abe bestellte das Wasser, dann schaute er von einem zum anderen und mußte dabei seinen Kopf in verschiedene Richtungen bewegen. »Ihr habt euch problemlos loseisen können?«

»Wenn du anrufst, immer«, sagte Suko.

»Danke, ich werde eurem Boß einen freundlichen Brief schreiben.« Seine Miene verfinsterte sich.

»Leider sieht es hier nicht eben freundlich aus, das muß ich sagen.«

»Was gibt es Neues?«

»Noch nichts.«

»Ihr habt auch keine Spur von dem Killer?«

»Nein.«

»Keine Beschreibung?« fragte Suko.

»Auch nicht.«

Wir bekamen die Getränke und prosteten uns zu. Abe Douglas stöhnte auf. »Dieser Mensch ist ein Tier, das ist ein Roboter, das ist…« Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht.«

»Aber es ist nicht Cabal.«

»Richtig, Suko, der sitzt.«

»Das weißt du genau.«

»Ja, ich habe ihn besucht.«

»Und?« fragte ich nach einem Schluck Wasser.

Der G-man winkte ab. »Ich habe in meinem Leben viel gesehen. Unter anderem auch Gefängnisse und Zuchthäuser. Aber Cabals Verlies war mir neu. Das war, das war… ich kann es nicht beschreiben. Da bist du lebendig begraben. Die hocken in Verliesen,

und wahrscheinlich ist das auch richtig, denn sie würden, sobald nur die kleinste Chance besteht, zu fliehen versuchen. Und mit ihrer Kraft würden sie es auch schaffen, davon bin ich überzeugt. Moderner Strafvollzug hin oder her, es ist für diese Tiere besser, wenn sie auch wie Tiere gehalten werden.«

»Wie ist dir Cabal vorgekommen?« fragte ich ihn.

»Schlimm, John.« Er verzog den Mund. »Sehr schlimm sogar.«

»Kannst du nicht deutlicher werden?«

»Sicher, das mache ich.« Er schaute für eine Weile gegen das blanke Holz der Theke. »Der hat nicht aufgegeben, John. Der hat nur eine Pause gemacht. Der will raus, der ist so verflucht optimistisch, daß mir Zweifel kommen.«

»Hat es schon Fluchten aus diesem Bunker gegeben?«

»Nein. Wer einmal drin war, der blieb auch drin. Aber bei Cabal bin ich mir nicht sicher.«

»Wie könnte er es anstellen?«

»Bestimmt nicht das Gitter einreißen oder irgendwelche Mauern durchbrechen. Es müßte auf eine andere Art und Weise passieren, vielleicht sogar auf einer anderen Ebene.«

»Magie?« fragte Suko.

»Kann sein.«

»Wie würde er sie einsetzen können?«

Abe Douglas lachte. »So etwas darfst du mich nicht fragen, Suko. Das ist euer Gebiet.«

»Aber Cabal hat diesen Mann aus den Reihen der Geschworenen nicht getötet!« stellte ich fest.

»Das kann ich beschwören.«

»Dann müssen wir uns auf den anderen konzentrieren. Shango, hieß er, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Habt ihr etwas herausgefunden?« fragte Suko. »Ich meine, wenn ein Name bekannt ist, dann…«

»Hör auf, wir haben alles versucht. Unsere Computer laufen rund um die Uhr. Wir ließen wirklich nichts unversucht.« Er hob die Schultern. »Und was kam dabei heraus? - Nothing.«

»Ist der Name wirklich so allgemein?« fragte Suko.

»Ich weiß, worauf du hinauswillst. Natürlich ist er nicht allgemein, sondern exotisch. Unser Helfer hat auch einige Shangos ausgespuckt, nur befand sich unser nicht darunter. Drei Namen haben wir bekommen, und alle drei wurden von uns überprüft. Nicht nur in New York, sondern im Land verteilt.«

»Gab es einen Shango in New York?«

»Leider nicht, John. Einer in Chicago. Er leitet dort eine dieser Kampfschulen. Dann fanden wir einen Shango in Phönix, Arizona, und

einen in Los Angeles. Mögen sie alle sein, wie sie wollen, Mörder sind sie nicht. Wir stehen am Anfang und müssen darauf warten, daß etwas geschieht.«

»Damit meinst du einen Mord.«

»Scheiße - ja, Suko.«

Das Gefühl war uns nicht fremd. Auch wir hatten uns schon des öfteren in einer derartigen Lage befunden. Wir wußten, daß etwas Schreckliches durch die Stadt schlich, aber wir waren leider nicht in der Lage, es zu stoppen. Bei derartigen Fällen konnte man schon den Glauben an sich und seinen Beruf verlieren.

»Bevor ihr kamt, hatte ich in meiner Dienststelle angerufen. Was hat man mir gesagt? Nichts, gar nichts. Überhaupt nichts. Man wartet, die Fahndung nach einem Mr. Unbekannt läuft. Cabal hat ihn zwar erwähnt, er hat ihn uns leider nicht beschrieben. So weit reichte seine Freundschaft eben nicht.«

»Woher stammt Cabal?« fragte ich.

»Aus Haiti.«

»Dann wird Shango dunkelhäutig sein.«

»Und ob er das ist. Wißt ihr denn, wie viele Dunkelhäutige hier in New York herumlaufen? Die Stadt ist noch immer ein Schmelztiegel und wirkt gerade auf Menschen aus der Karibik wie ein Magnet. Die kommen auf allen möglichen Wegen ins Land. Ich wundere mich immer, wie die es geschafft haben.«

»Wer etwas will, entwickelt Phantasie«, sagte ich.

»Da magst du recht haben.«

»Jedenfalls läuft eine Fahndung - oder?« fragte Suko.

»Klar, nach einem Unbekannten, dessen Spur ins Nichts oder in die Hölle führt. Und ich stehe mal wieder so ziemlich auf verlorenem Posten.«

»Wieso?« wollte ich wissen.

»Weil man alles mögliche dahinter vermutet, nur keine übersinnlichen Mächte oder Kräfte. Zum Glück habe ich Don Frazer überzeugen können, wenn auch mit großer Mühe.«

»Du bist davon überzeugt?«

Er nickte mir zu. »Ja.«

Ich stellte meine nächste Frage. »Werden alle bewacht, die mit dem Fall zu tun hatten?«

»Nein.«

»Warum nicht?« Ich wunderte mich.

»Warum nicht, warum nicht«, wiederholte Abe und ballte die Hände. »Zu wenig Leute, John. Sag mir nur nicht, daß ihr diese Probleme bei euch nicht kennt.«

»Schon. Aber nicht in dem Umfang, wie es hier in New York abläuft.«

»Die Stadt ist pleite. Wußtet ihr das nicht?«

»Wir hörten davon«, sagte Suko. »Wird denn überhaupt jemand bewacht?«

Abe senkte die Stimme. »Man darf es gar nicht laut sagen, der Richter und der Staatsanwalt. Ich schäme mich deswegen. Als wäre deren Leben mehr wert als das eines Geschworenen.«

»Irgendwo muß man anfangen«, kommentierte ich.

»Und es wird weitergehen, Freunde. Wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen. Ich kenne die verfluchten Spielregeln, ich kenne sie verdammt genau.«

»Du wartest auf den nächsten Mord - oder?«

»Sicher, John.«

Wir schwiegen. Wir waren Polizisten. Vielleicht war es für uns deshalb um so schlimmer, diese Dinge zu akzeptieren. Hinter meinen Schläfen tuckerte es. Ich fühlte mich ausgelaugt und auch ein wenig müde. Vielleicht war es die Reaktion auf die Zeitverschiebung.

Das Telefon tutete.

Während sich Abe Douglas meldete, schaute ich zur Uhr. Noch knapp eine Stunde bis Mitternacht.

Ich wischte über meine Stirn, trank einen Schluck Wasser und schaute wie zufällig zur Seite. Ich war froh, es getan zu haben, denn ich sah, wie unser Freund Abe Douglas erbleichte. Er hielt das Telefon an sein Ohr gepreßt.

Suko nickte mir zu. Auch er hatten den größten Teil seiner Gesichtsfarbe verloren.

»Ja, ist gut, wir kommen.« Mit einer verlangsamten Bewegung ließ Abe das Telefon wieder verschwinden. Er schaute in unsere fragenden Gesichter, dann nickte er.

Es war also passiert.

»Wer und wo?« fragte ich.

»Nicht weit von hier. Am nördlichen Rand des Central Parks. Eine Frau. Sie heißt Ginger Hayden.«

»Und sie hat sicherlich zu den Geschworenen gehört«, sagte mein Freund Suko.

»Das stimmt.«

»Immer die schwächste Stelle.« Ich rutschte von Hocker. Plötzlich fühlte ich mich wieder fitter. Die Müdigkeit war verschwunden, aber ich hätte mich lieber anders gefühlt, wenn ich den Mord damit hätte verhindern können.

Mit dem Aufzug fuhren wir in die Tiefgarage, wo Abes Dienstwagen parkte.

Wir kamen nicht direkt bis an das Haus heran, weil die uniformierten Kollegen einen Teil des Geländes abgesperrt hatten. Neugierige drängten sich hinter den Absperrungen zusammen.

Normalerweise erschien die Mordkommission nicht mit einem so

großen Aufgebot. Hier lag der Fall anders. Es mußte eine Parallele zum ersten Mord gegeben haben. An der Haustür wurden wir aufgehalten. Don Frazer stand dort. Er war älter als wir. Ein harter Typ, den das Leben gezeichnet hatte.

Er schaute nur Abe an.

»Und?«

»Dieselbe Waffe.«

»Dann war es Shango?«

»Ja.«

Erst jetzt entdeckte Frazer uns. »Aha, Hilfe von der Insel. Wie nett. Ich heiße Don Frazer. Ihr könnt Don zu mir sagen. Sollten wir den Fall lösen, werden wir gemeinsam ein Bad in einem Whiskyfaß nehmen. Aber es muß irischer sein.«

»Nichts dagegen«, sagte ich.

»Wo ist es passiert?« fragte Suko.

»Kommt mit.«

Frazer ging vor. Der Hausflur war breit, die Wände bis Kinnhöhe gekachelt und darüber sauber gestrichen. Es war überhaupt alles sauber, die breite Treppe mit dem blanken Geländer ebenso wie die Gitterkabine des Aufzugs.

Es stank auch nicht nach irgendwelchen Ausdünstungen. Hier war alles clean, aber auch in einer Welt wie dieser konnte der Tod grausam zuschlagen.

An der Wohnungstür standen zwei Uniformierte, die uns schweigend passieren ließen. Weit brauchten wir nicht zu gehen. Durch einen breiten Flur direkt in den von grellen Scheinwerfern erleuchteten Wohnraum, wo auch das Opfer lag.

»Mein Gott«, sagte ich.

Die anderen schwiegen betreten. Nur ein Mann, der Doc Miller hieß, wie ich später erfuhr, sprach etwas auf Band, das er auf keinen Fall vergessen wollte.

Wir konnten die Tote nicht übersehen, die gnadenlos ausgeleuchtet wurde. Sie trug einen Bademantel, der vorn aufgeklafft war. Darunter trug sie nur leichte Unterwäsche. Das war alles in Ordnung, das war okay, bis etwa dorthin, wo der Hals aufhörte, denn da malten sie die ersten Blutstropfen ab.

Und es wurden immer mehr, je höher wir schauten. Sie verteilten sich auch auf dem Gesicht, zumindest auf der unteren Hälfte, denn weiter oben gab es das Gesicht nicht mehr.

Was davon zurückgeblieben war, nun ja, es gibt Grenzen, ich möchte darüber schweigen.

»Weiß man schon, wie der Killer in die Wohnung eingedrungen ist?« hörte ich Abe fragen.

Ich stand im breiten Flur, hatte mir eine Zigarette angezündet und

rauchte.
»Wahrscheinlich durch die Tür«, wurde ihm geantwortet. »Beschädigt ist allerdings nichts.«
Ich stand günstig und konnte mir die Tür von innen anschauen. Ich sah auch die breiten Riegel, die vorgeschoben werden konnten, aber sie waren zurückgezogen.
»Wer hat die Tote gefunden?«
»Eine Freundin, Abe. Sie steht unter Schock. Ist nicht vernehmungsfähig.«
Suko kam zu mir. »Scheußlich, nicht wahr?«
»Mehr als das.«
»Kannst du dir vorstellen, mit welcher Waffe man die Frau umgebracht hat?«
Ich stäubte die Asche in einen Schirmständer aus Metall. Er war hellrot lackiert. »Nein, überhaupt nicht. Ich stehe nach wie vor auf dem Trockenen. Die Waffe hat das Gesicht zerstört, den Kopf zertrümmert, zum Glück hat die Frau nicht leiden müssen. Zumindest nicht körperlich. Von den seelischen Qualen wage ich nicht zu sprechen.«
Auch Abe kam zu uns. »Laßt uns aus der Wohnung verschwinden. In einer halben Stunde werden wir die ersten Ergebnisse haben. Im Moment läuft noch die Zeugenbefragung, wobei ich skeptisch bin, ob überhaupt jemand etwas gesehen hat.«
Wir mußten Abe recht geben, denn so etwas kannten wir. Auch wenn es Zeugen gab, oft genug hatten sie das gleiche gesehen, doch ihre Aussagen waren widersprüchlich.
Wir gingen durch den Hausflur, nahmen wieder die Treppe und verließen das Haus. An einem größeren Ambulanzwagen standen hinten die Türen offen, so daß wir hineinschauen konnten. Eine blonde Frau war auf die Trage gelegt worden, und zwei Männer in weißen Kitteln kümmerten sich um sie. Die Blondine war sicherlich die Freundin der Ermordeten. Wäre sie nicht erschienen, hätte man die Tat sicherlich erst Stunden später entdeckt.
Die Kollegen gaben sich Mühe. Sie suchten Zeugen. Vor allen Dingen unter den Bewohnern des Hauses, aber nichts Konkretes bekamen sie zu hören. Es gab auch keine Spuren außerhalb des Hauses. Im grellen Licht großer Scheinwerfer suchten Beamte jeden Quadratzentimeter Boden ab. Fündig waren sie bisher noch nicht geworden.
Abe lehnte seinen Körper gegen einen hohen, steinernen Kasten, in dem Mülltonnen untergebracht worden waren. Das Gesicht unseres Freundes zeigte Hilflosigkeit. Er wußte nicht, wo er anfangen sollte und fluchte leise vor sich hin.
»Müssen wir wieder warten?« fragte er dann.
»Es sieht so aus.«

»Wer ist der nächste?«
Wir hoben die Schultern.
»Ich würde mal den Richter anrufen und auch den Staatsanwalt«, schlug Suko vor.
Abe schaute ihn für einen Moment starr an. »Ja, das ist eine gute Idee. Vielleicht wissen sie schon Bescheid.«
Der Staatsanwalt wußte es. Die Frau des Attorney erklärte Abe, daß sich ihr Mann bereits auf dem Weg befände. Ihre Stimme zitterte dabei, was auch wir hören konnten.
»Stehen Sie unter Schutz?«
»Ja, Mr. Douglas. Zwei Leute.«
»Das ist gut.« Er verabschiedete sich und wählte die Nummer des Richters, die er sich aufgeschrieben hatte.
Der Mann meldete sich selbst.
»Douglas vom FBI hier, Mr. Mazka. Sie wissen, was geschehen ist?«
»Ich war dabei, meinen Mantel überzustreifen. Man hat mich informiert.«
»Dann kommen Sie zum Tatort?«
»Ja.«
Abe steckte das Telefon wieder weg. »Das ist alles, mehr können wir nicht tun.« Er stampfte mit dem Fuß auf. »Verdammt noch mal, dieser Killer ist wie ein Schatten, wie ein Phantom! Er… er taucht auf, er killt, er verschwindet wieder…«
»Und er steht mit den Mächten der Finsternis in Verbindung«, fügte ich noch hinzu.
»Aber wir müssen an ihn heran«, sagte Suko und setzte eine Frage hinterher. »Könnte es sein, daß wir über Cabal an ihn herankommen? Er muß doch etwas wissen.«
»Daran habe ich auch gedacht«, erwiderte Douglas. »Deshalb war ich bei ihm. Aber er hat nichts gesagt. Ihr versteht. Er hat sich auf Shango verlassen, er hat mir erklärt, daß alles viel schlimmer werden würde, und ich habe ihm sogar geglaubt. Den Beweis haben wir erhalten. Wie kann man nur einen Menschen derartig zerstören?« Abe schüttelte sich.
»Durch tiefen Haß«, sagte Suko. »Durch Haß, der regelrecht in der Seele brennt.«
»Aber wer haßt so?«
»Jemand, der mit den Menschen nicht zurechtkommt. Der sie als Mittel zum Zweck sieht. Der denkt, über ihnen zu stehen. Der sich zu etwas Höherem berufen fühlt. Der einer Macht dient, an die viele nicht mal zu denken wagen.«
»Der Leibhaftige.«
»Ja, Abe. Wobei ich nicht mal davon überzeugt bin, daß dieser Leibhaftige mit dem Teufel gleichzusetzen ist. Cabal und Shango

stammen aus einer anderen Kultur. Sie kennen sicherlich auch andere Dämonen. Ich würde da mit irgendwelchen Schlüssen vorsichtig sein. Das kann eine uns noch fremde Magie sein, mit der wir es hier zu tun haben. Alle Theorie nutzt nichts, wenn es uns nicht gelingt, eine Spur zu finden. Und die hat er nicht hinterlassen.«

Hinter der Absperrung wurde ein Wagen so stark abgebremst, daß die Reifen jaulten. Ein Mann stieg hastig aus und geriet für einen Moment in den Lichtschein einer Laterne.

»Das ist Walter Bing, der Attorney«, sagte Abe Douglas. »Ein karrieregeiler Typ, der auch in der Politik mitmischen will und deshalb Erfolge auf seiner Habenseite buchen will.«

Ich grinste hart. »Der sich jetzt aber vor Angst bald in die Hose macht, wie man schon sehen kann.«

Ich mochte diese Typen nicht, die aufgrund ihrer Karriere Menschlichkeit vergaßen. Leider gab es in unserer Gesellschaft zu viele davon.

Der Staatsanwalt kam uns mit wehendem Mantel entgegen. Der Stoff umflatterte ihn wie ein helles Fahnentuch. Er war groß und hatte ein noch jungenhaftes Gesicht. Die Brille vor seinen Augen fiel kaum auf, weil das Gestell so dünn war. Schwer atmend blieb er vor Abe Douglas stehen. »Jetzt haben wir den Dreck, verdammt noch mal.« Er wischte über seine Stirn.

»Ja, das zweite Opfer.«

»Wir müssen die Bestie kriegen.«

»Sicher, Sir.« Abe konnte nicht anders, er mußte dem Attorney einen verbalen Schlag mitgeben.

»Es deutet alles auf eine Serie der Rache hin. Da will sich jemand die Personen holen, die dabei waren, als man Cabal verurteilte. Sie gehören auch dazu, Sir. Aber Ihnen sind ja Leibwächter zugeteilt worden.«

Bings Blick wirkte geschliffen. »Was haben Sie denn damit sagen wollen, Douglas?«

»Nur das, was Sie gehört haben, Sir.«

Die schmalen Lippen des Attorney verzogen sich. »Ach - stecken Sie nicht auch darin?«

»Sehr tief sogar.«

»Dann müssen auch Sie um Ihren Arsch fürchten.«

»Das muß ich immer, Mr. Bing. Im Gegensatz zu Ihnen arbeiten wir an der Front.«

Der Attorney holte tief Luft. Er wollte wohl noch ein paar passende Worte sagen, doch es fielen ihm keine ein. Mit einer wütenden Bewegung machte er kehrt und eilte davon.

»Ich kann diese Kerle nicht ausstehen«, sagte Abe. »Theoretiker mit großer Schnauze.«

»Du kennst sie besser.«
»Und ob. Aber dann geht ihnen die Muffe.«
Der Richter traf ein. Er kam langsam auf uns zu. Während Bing uns nicht beachtet hatte, nickte uns der farbige Gordon Mazka zu und stellte sich vor.
Auch wir nannten unsere Namen. Er lächelte, als er unseren Dialekt hörte. »Sie sind Engländer?«
»Ja, aus London.«
»Scotland Yard«, fügte Abe noch hinzu. »Mr. Sinclair und Suko werden uns bei der Suche nach der Bestie unterstützen. Sie sind gewissermaßen Spezialisten.«
»Ich glaube, schon von Ihnen gehört zu haben, und es war beileibe nicht negativ.«
Wir bedankten uns bei dem Richter für diese freundliche Aussage. Dann kämen wir auf den Fall zu sprechen. Gordon Mazka nickte einige Male. »Wissen Sie, Mr. Douglas, das habe ich befürchtet. Ja, ich habe es kommen sehen. Ich kann mich noch genau an die Worte Woorie Cabals erinnern. Er hat von dem Leibhaftigen gesprochen, und der Leibhaftige ist aus den Tiefen der Hölle hochgestiegen.«
»Er hat einen Namen«, sagte Suko. »Shango.«
»Und was meinen Sie damit?«
»Ich will sagen, daß es nicht der Teufel ist, den wir aus der Mythologie und den Geschichten her kennen. Es muß sich da um einen anderen handeln.«
»Können Sie es näher beschreiben?«
»Ich würde den Begriff Dämon nehmen.«
Der Richter überlegte. Er vergrub dabei die Hände in den Taschen seines Wollmantels. »Dämon ist gut, Dämon kann stimmen, Dämon und Voodoo mögen nicht weit auseinander liegen.«
»Gratuliere, Euer Ehren«, sagte ich. »In diese Richtung bewegten sich auch unsere Gedanken.«
»Ich bin schwarz, Mr. Sinclair. Möglicherweise denke ich anders als die Weißen. Ich schiebe Dinge, die rational nicht ganz zu verstehen sind, nicht einfach zur Seite. Damit habe ich auch Erfolg gehabt, aber wem sage ich das?« Er deutete zum Haus hin. »Leitet Don Frazer die Untersuchungen?«
»Ja«, sagte Abe.
»Gut, ich werde mit ihm reden. Wir sehen uns sicherlich noch.«
Der Richter ging, und wir schauten auf seinen leicht gebeugten Rücken. »Verdammt, verdammt!« flüsterte Abe Douglas. »Ich frage mich, wie das noch alles enden wird…«

***

Shango amüsierte sich köstlich. Er liebte es, in der Nähe seiner

Feinde zu sein, die ihn jagten und nicht einmal wußten, wie er aussah. Aber er konnte sie sehen, sie standen im Licht, und er hockte im Schatten, denn er war auf einen Baum geklettert und hatte es sich dort gemütlich gemacht. Breite Astgabeln stützten ihn, und er lief in der Dunkelheit nicht Gefahr, entdeckt zu werden.

Er freute sich, daß sich seine geistigen Kräfte unwahrscheinlich gut entwickelt hatten. Nur durch sie war es ihm gelungen, die Tür zu öffnen. Sie war einfach vor ihm aufgeglitten; als hätte sie Angst gehabt. Er hatte dann die Wohnung betreten können und so lange gewartet, bis er entdeckt worden war.

Dann hatte er es getan.

Danach war seine Kraft noch stärker geworden. Er merkte es auch daran, daß der Totenschädel auf seinem Kopf zwar ruhig saß, aber dennoch innerlich vibrierte, als wäre er mit bösen Botschaften gefüllt, die nur darauf warteten, weitertransportiert zu werden.

So geschmeidig wie ein Tier war er dann am Baumstamm hochgeklettert, um einen guten Sichtplatz zu erreichen. Der Baum stand direkt am Rand des Parks. Zum Haus hin war es noch eine gute Entfernung, ein Weg lief auch entlang, hinzu kam der Buschgürtel, der im Winter viele Lücken bot, aber seine Augen waren ausgezeichnet, und er beobachtete, was dort ablief.

Die Tote war rasch entdeckt worden. Ein Zufall, und Shango nahm sich für die Zukunft vor, mehr auf diese Zufälle zu achten oder sie zumindest in seine Rechnung mit einzubeziehen. Den Speer hatte er gekantet. Er lehnte schräg neben ihm. Von seiner Spitze war das Blut getropft und hatte sich auf den Ästen verteilt wie klebriger Leim.

Das Heulen der Sirenen war Musik in seinen Ohren gewesen. Von seinem Sitzplatz aus konnte er das Fenster des Mordzimmers gut beobachten. Er sah die Umrisse der Menschen dahinter, er schaute zu, wie sich die Männer bewegten, wie sie ihrer Arbeit nachgingen und wie die Uniformierten die unmittelbare Umgebung des Mordhauses absperrten.

Eine langweilige, routinierte Arbeit würde jetzt ihren Verlauf nehmen. Für den heimlichen Beobachter eigentlich uninteressant, wenn es nicht Shango gewesen wäre. Er hatte sich vorgenommen, alles zu beobachten, was er mit seiner »Arbeit« hinterlassen hatte. Es ging ihm ja gut, er spürte genau die Befreiung, auf die er gewartet hatte, und er war nach wie vor der Überzeugung, daß es keinen Menschen gab, der ihn stoppen konnte. Er würde alles durchziehen, er würde sie sich alle holen, auch den Richter und den Staatsanwalt.

Sie trafen ein.

Erst der Attorney. Er redete mit drei Männern, von denen Shango nur einen kannte, diesen verfluchten Bullen. Sein Bruder hatte ihn per Gedankenkraft beschrieben, Shango wußte auch den Namen, denn

dieser Kerl, der Cabal verhaftet hatte, hieß Abe Douglas. Er arbeitete für den FBI, das war klar. Wer aber waren die beiden anderen Männer? Einer von, ihnen war ein Japaner oder ein Chinese. So genau konnte der heimliche Beobachter das nicht erkennen.

Sie gehörten dazu, aber er konnte sie nicht einordnen. Auf seinen Wangen spürte er ein leichtes Brennen. Es lag an der magischen Farbe, die sich »meldete«.

Gefahr?

Shango witterte wie ein Tier. Er schaute nicht nur nach vorn, sondern auch durch die Lücken zu Boden, weil er herausfinden wollte, ob sich diese Gefahr seinem Baum genähert hatte.

Es war nichts zu sehen.

Aber er hatte sich nicht geirrt. Seine Sinne waren dermaßen geschärft, daß er daran nicht glauben wollte. Es gab diese Veränderung, die Gefahr war vorhanden, er mußte nur noch herausfinden, von wo sie kam. Unter ihm war nichts. Nur dunkler Rasen, abgenutzt und abgetreten von zahlreichen Füßen, das aber kam in der Nacht nicht zur Geltung.

Er schaute wieder nach vorn.

Der Richter war eingetroffen. Er stand bei den drei Männern und redete mit ihnen. Er schloß auch die beiden Fremden mit ein und schien sie akzeptiert zu haben.

Er kannte sie also.

Wer waren sie?

Shango ärgerte sich, daß er es nicht hatte herausfinden können, er merkte jedoch, wie ein Schauer seine Haut überzog. Genau in dem Augenblick, als der Richter auf das Haus zuging, um sich die Tote anzuschauen.

Die Männer blieben noch zusammen, und Shangos gesamte Aufmerksamkeit galt ihnen. Alles andere hatte er vergessen. Er filterte die drei aus der Umgebung hervor.

Was taten sie?

Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht. Er hatte sogar Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Ein heftiger Stich hatte ihn erwischt, als wäre ihm die eigene Lanze in die Brust gefahren.

Einen Moment schwankte er sogar, weil ihn der Schwindel gepackt hielt. Mit der linken Hand klammerte er sich an einem mit harter Rinde überzogenen Ast fest, so daß er sein Gleichgewicht zurückfinden konnte und nicht mehr in Gefahr lief, zu fallen.

Der Schmerz hatte seinen Körper malträtiert. Shango war zusammengesunken, den Kopf hielt er gesenkt, und er saugte die kalte Nachtluft in sich ein.

Es ging ihm besser.

Er war wieder da, und er würde sich den drei Männern vorsichtig

nähern. Das würde er gedanklich schaffen, denn er brauchte nur den großen Helfer auf seinem Kopf aktivieren. Das Vibrieren war nicht nur stärker geworden, es sandte ihm auch eine Botschaft in den Kopf, die er weiterleiten mußte.

Es würde schwer werden, das stand fest, aber er mußte er einfach versuchen.

Kontakt mit den Männern, nein, nur mit einem von ihnen, denn er strömte die Gefahr aus.

Er versuchte es.

Ein Risiko, doch er mußte Bescheid wissen.

Und er schaffte es!

***

Der Richter war gegangen, und uns klangen noch die nicht eben hoffnungsfrohen Worte des G-man Abe Douglas in den Ohren. Ich legte dem Freund eine Hand auf die Schulter. »Mach dir nichts draus, Abe, wir werden ihn fangen, wir kriegen ihn.«

Er blickte mich beinahe böse an. »Wie viele Menschen sollen denn noch sterben?« fragte er.

»Keiner, wenn es nach mir geht.«

»Eben, keiner. Weißt du, was ich mir wünsche, John?«

»Nein, aber du wirst es mir sicher sagen.«

»Daß sich dieser verfluchte Shango mich als nächstes Opfer aussucht. Daß er es bei mir versucht, daß ich ihm endlich gegenüberstehe. Das genau wünsche ich mir.«

»Und dann?«

»Zahle ich es ihm mit gleicher Münze heim. Ich lege ihn über mein Knie und breche ihm das Rückgrat. Nichts anderes hat diese Bestie verdient, nichts anderes.«

»Wunschträume.«

»Möglich.« Er hob die Schultern und schaute in den dunklen Park hinein. »Manchmal gehen sie sogar in Erfüllung.«

»Ja, das stimmt.«

»Sollen wir noch bleiben oder fahren?« fragte Suko. »Was haben wir hier zu tun?«

Nichts, wollte ich sagen, dazu kam ich nicht mehr. Plötzlich erwischte mich der Schmerz. Ich hatte das Gefühl, als wäre mein Brustkorb zusammengedrückt worden, und plötzlich kriegte ich auch keine Luft mehr. Ich taumelte zurück, behielt Suko und Abe zwar noch im Blick, aber sie sahen auf einmal so fremd aus. Wie ferne Gestalten, die sich von mir getrennt hatten. Noch einmal zuckte der Schmerz durch meine Brust. Ich wollte mich zur Seite drehen, was ich auch schaffte, aber mein ausgestreckter Arm war nicht lang genug, um mich an Abes Chrysler abstützten zu können. Ich griff ins Leere und fiel zu

Boden.

Ich landete auf dem Bauch, hatte dabei Glück, daß ich mir das Gesicht nicht aufschlug, wälzte mich sofort auf den Rücken und bekam mit, wie sich von zwei verschiedenen Seiten Suko und Abe nach unten beugten, um mir auf die Beine zu helfen.

»Nicht, laßt mich!« keuchte ich und preßte dabei die Hand dorthin, wo ich die Umrisse des Kreuzes fühlen konnte. »Er… er… ist in der Nähe. Shango ist da. Ich spüre ihn…«

Suko und Abe starrten mich ungläubig an!

***

Shango freute sich. Das Gefühl zeichnete sich auch auf seinem Gesicht ab, wo der Mund ein breites Grinsen zeigte. Die Augen hatten einen düsteren, aber wilden Glanz bekommen. Er wußte nun, wer sein eigentlicher Feind war. Er war der Mann, der sich am Boden wälzte, gefällt durch seine Magie.

Er hatte ihn kontaktiert, und dieser andere hatte reagiert. Aber wieso und warum?

Shango durchlebte die Freude und gleichzeitig eine gewisse Irritation. Er zwang sich zur Ruhe.

Seine rechte Hand umfaßte den Griff der langen Lanze so hart, als wollte er das Holz auf seine Zerbrechlichkeit hin prüfen.

Trotz allem war irgend etwas nicht so gut gelaufen, wie er es sich vorgestellt hatte. Was mit dem am Boden Liegenden genau geschah, entzog sich seinen Blicken, da die anderen Männer um ihn herumstanden und ihn abdeckten.

Für einen Moment hatte Shango gehofft, den anderen getötet zu haben, aber er irrte sich. Wie es aussah, kam dieser seltsame Mensch wieder auf die Beine.

Shango fühlte sich nicht mehr wohl. Der Schädel auf seinem Kopf hatte an Gewicht zugenommen, Vibrationen durchlief en ihn.

Wer war der Mann?

Warum hatte er ihn gespürt? Er mußte ebenfalls eine ungewöhnliche Kraft besitzen, eine Kraft, die der seinen durchaus Paroli bieten konnte. Diese Kraft aber stammte von der anderen Seite und nicht von der, der er sich verschworen hatte.

Kälte durchrann ihn. Das Gefühl, Eis statt Blut in den Adern zu haben, war vorhanden. Shango überlegte, was er tun sollte. Er konnte nicht mehr länger im Baum hocken und darauf warten, daß sich die Dinge wieder vollends zu seinen Gunsten veränderten. Der erste Angriff hatte zwar einen kleinen Erfolg gezeigt, er war trotzdem ein Schuß ins Leere gewesen, denn der andere existierte noch.

Ginger Hayden war tot.

Andere standen auf seiner Liste. Er wollte sie alle haben - alle. Er

wollte seinen Bruder rächen, und er würde ihn auch aus diesem verfluchten Loch hervorholen.

Shango hockte im Baum. Seine Lippen bewegten sich, als er die weiteren Namen vor sich hinmurmelte. Er hatte sie auswendig gelernt, er kannte sie alle. Sogar die Reihenfolge hatte er sich gemerkt. Aus der Ferne war er gekommen, um endlich zuschlagen zu können. Niemand konnte ihn aufhalten, auch dieser Blonde nicht, der jetzt zwischen den anderen stand und von ihnen gestützt wurde.

Shangos Kontakt war abgewehrt worden.

Wodurch?

Welch einen Fetisch besaß der Mann? Shango bewegte sich. Er drückte sich in die Höhe. Obwohl er lange gesessen hatte, wirkten seine Bewegungen noch immer geschmeidig und locker. Das Versteck war zwar gut, befand sich jedoch zu nahe am Geschehen. Er mußte es verlassen und verschwinden.

Shango verließ sein luftiges Versteck. Locker glitt er an der Baumrinde entlang. Dann stieß er sich ab und landete auf der weichen Erde.

Seine Waffe hatte er mitgenommen. Er benutzte sie als Stütze. Sie würde noch öfter in Aktion treten, das stand für ihn fest.

Die Dunkelheit war wie ein schützender Mantel. Niemand sah ihn, als er in der Tiefe des Parks verschwand…

***

»Was spürst du?« Suko hatte als erster die Sprache wiedergefunden.

Ich kämpfte noch gegen den Schwindel und hatte Mühe, sprechen zu können. »Shango«, brach ich mühsam über die Lippen. »Ich… ich… habe Shango gespürt.« Das war nicht gelogen. Es war ein plötzlicher Stoß gewesen. Ein Hammerschlag brutaler Energie oder Magie, auch körperlich spürbar.

Da lauerte jemand in der Nähe, der genau gespürt hatte, daß ich etwas bei mir trug, das ihm nicht gefallen konnte, denn der Treffer hatte mich an der Brust erwischt.

»Wo?«

Ich saß und schüttelte mühsam den Kopf. »Das weiß ich nicht. Irgendwo in der Nähe.« Die Schmerzen ebbten ab, ohne allerdings vollends zu verschwinden. Ich hatte große Mühe, den Schwindel unter Kontrolle zu halten. Meine Hände zitterten, auf den gesamten Körper hatte sich eine Gänsehaut gelegt, und ich merkte auch, wie mich die Kraft verlassen hatte. Ich fühlte mich wie eine Marionette, der die Fäden zerschnitten worden waren. Diese andere Kraft hatte es in sich gehabt. Wer immer seine Magie auch gegen mich verwendet hatte, es hatte sich in diesem Fall schon gelohnt.

Mir streckten sich hilfreiche Hände entgegen. Abe Douglas hatte

bisher nichts gesagt. Er half nur mit, mich auf die Beine zu ziehen, und als ich stand, schwankte ich schon etwas. In meinen Kniegelenken spürte ich das Rieseln und auch eine gewisse Weichheit.

Der Schwindel ließ aber nach. Ich bekam wieder Luft, die Enge in meiner Brust war verschwunden.

Auf meinen Mund legte sich ein Grinsen. Dabei kam es mir vor, als wären ich nach dem Angriff Minuten vergangen, dabei waren es nur Sekunden gewesen oder höchstens eine Minute. Das Zeitgefühl war mir geraubt worden.

Abe hatte sich umgedreht. Er schaute gegen die unendlich erscheinende dunkle Fläche des Central Parks, der in Manhattan eine regelrechte Insel bildete. Vier Kilometer lang, achthundert Meter breit.

Aus dem Park hatte mich der Angriff auch erwischt. Das Gelände aber zu durchsuchen, wäre sinnlos gewesen. Es war einfach zu groß.

Der G-man wandte sich wieder um. »Es muß im Park gewesen sein, denke ich.«

»Sinnlos«, flüsterte ich zurück. »Das packen wir nicht.«

»So direkt meine ich das auch nicht. Etwas anderes ist mir viel wichtiger. Warum hast du diesen Hammer verspürt, John? Da muß doch etwas passiert sein.«

»Sicher.« Ich strich müde über meine Stirn und wischte dort den Schweiß ab.

»Aber was?«

Suko gab die Antwort. »Er muß uns gesehen und unter Kontrolle gehabt haben, und irgendwo scheint er auch gewußt zu haben, daß John etwas bei sich trägt, das ihm nicht eben gefallen kann. Ihr versteht schon, was ich meine, oder?«

»Ja, stimmt.«

»Es war ein Angriff«, sagte ich leise, »ein Test. Und den habe ich wohl bestanden. Er ist nicht zu seinem Ziel gekommen.«

Douglas hatte begriffen. »Glaubst du denn, daß Shango dich hat umbringen wollen?«

Ohne zu zögern, nickte ich. »Das war eine Attacke auf mein Leben, Freunde. Er mußt gefühlt haben, daß wir bereit sind, mit etwas anderen Mitteln gegen ihn zu kämpfen.«

Meine Freunde schwiegen. Nur der kalte Wind umwehte uns. Die Geräusche der Kollegen am Haus waren plötzlich sehr fern, bis Suko sagte: »Demnach hat unser Erscheinen hier durchaus seine Berechtigung.«

Keiner von uns widersprach.

»Hat es Sinn, ihn zu suchen, John?«

»Das ist die Frage, Abe. Ich glaube nicht. Was wir gespürt haben, wird bei ihm ähnlich gewesen sein. Er wird es als Warnung aufgefaßt haben, hätten ich ja auch. Er weiß jetzt Bescheid.«

»Gibt uns das Hoffnung?« fragte Suko.

Wir verstanden ihn nicht, und Abe wolle wissen, wie er es genau meinte.

»Das ist ganz einfach. Wenn Shango weiß, daß ihm jemand auf den Fersen ist, könnte er sich darauf konzentrieren und seine eigentlichen Pläne zunächst ruhen lassen.«

»Du meinst die Mordserie?« vergewisserte sich der G-man.

»Ja, daran habe ich gedacht.«

»Was ist mit dir, John?«

»Könnte klappen, Suko, muß aber nicht.«

»Was tun wir?«

»Verschwinden«, sagte Abe. »Oder wollt ihr noch durch den Park stromern und versuchen, einen Teil von ihm…?«

»Nein, nein«, unterbrach ich ihn. »Das hat keinen Sinn. Er wird nicht mehr warten.«

Douglas deutete auf meine Brust. »Was ist denn mit deinem Kreuz los? Spürst du etwas?«

»Nicht mehr.«

»Ist es warm?«

»Überzeuge dich selbst.« Ich holte es hervor und legte es dem G-man auf die Handfläche.

»Kalt«, sagte Douglas leise. »Das Kreuz ist tatsächlich kalt. Ich spüre nichts.«

»Eben.«

»Dann ist die Gefahr also vorbei«, sagte Suko. »Zumindest für diesen Augenblick, und wir können…«

***

Hart klingende Schritte unterbrachen ihn. Es war Walter Bing, der Attorney, der auf uns zukam.

Sein Gesicht zeigte die Freundlichkeit einer Eisfläche. In unserer Nähe blieb er stehen. »Ich habe mir alles angeschaut, diese Bestie muß gefaßt werden, Douglas.«

»Das wissen wir auch.«

»Zwei Tote reichen. Es darf einfach keinen dritten und vierten mehr geben.«

Mir kam Bing nervös vor. Er hielt nur mühsam seine Fassade der Sicherheit und Arroganz aufrecht.

»Ich denke mal, daß auch Sie Furcht haben, Mr. Bing.«

»Wie meinen Sie das?«

»Keiner weiß, wen sich der Mörder als nächstes Opfer ausgesucht hat. Er hat sich seine eigene Mathematik gemacht. Und er wird dabei keine Person aussparen.«

Bing schaute mich wütend an. »Ihre Worte gefallen mir nicht. Sie

hören sich an, als würden Sie sich darauf freuen.«

»Das ist Quatsch. Meine Logik sollten sie sich merken. Dieser Shango will abrechnen, und das tut er auch. Vielleicht sollten Sie alle beteiligen Personen schützen und nicht daran denken, wie dünn Ihre Personaldecke ist.«

»Ach nein.« Er holte tief Luft und plusterte sich auf. »Wollen Sie mir etwa erzählen, was ich hier zu tun habe?«

»Genau.«

»Kümmern Sie sich um Ihren eigenen Mist. Seien Sie froh, daß Sie hier geduldet werden.« Er wandte sich an Abe Douglas. »Wir sehen uns morgen früh in meinem Büro.«

»Ich freue mich!«

Walter Bing warf dem G-man einen vernichtenden Blick zu, bevor er abrauschte.

»Ein unangenehmer Typ«, meinte Suko.

»Nicht nur das«, präzisierte Abe. »Er ist arrogant und karrieresüchtig.«

»Wir sollten trotzdem etwas tun«, schlug ich vor.

»Was denn?«

»Uns mal die Liste anschauen.«

Abe Douglas war einverstanden. »Ja, gern, aber nicht hier. Fahren wir zurück in euer Hotel.«

***

Cabal war beruhigt. Shango hatte es wieder einmal geschafft. So konnte er in seinem Verlies liegenbleiben und darauf warten, daß sich die Dinge änderten.

Er war auch eingeschlafen und glich dabei einer Person, die ein reines Gewissen hatte. Auf dem Rücken lag er, die Hände über der Brust zusammengelegt, er bot ein friedliches Bild. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, in ihm einen Mörder zu sehen.

Cabal brauchte die Ruhe. Er wollte sie haben. Er mußte Kraft schöpfen, er würde die Wächter auch nicht durch die eigene Verstümmelung schocken. Er brauchte alle Kraft, um sich aus diesem Loch herauszubekommen, und sein Bruder würde ihn dabei behilflich zur Seite stehen.

Shango war da.

Noch nicht in unmittelbarer Nähe, aber immerhin so nah, daß er hatte Kontakt aufnehmen können.

Er befand sich in diesem Land, und er hatte dort weitergemacht, wo Cabal aufgehört hatte. Es mußten Opfer gebracht werden, es gab keinen anderen Weg, der Dämon verlangte es. Shango und Cabal waren seine perfekten Diener.

Die Dunkelheit in der Zelle war perfekt. Auch die letzte Lampe im

Gang war ausgeschaltet worden.

Die Gefangenen dämmerten dahin wie Tiere. Irgendwann würden sie am Morgen erwachen, ohne allerdings zu wissen, daß der neue Tag schon angebrochen war, denn diese Verliese waren fensterlos, es drang kein einziger Lichtschein in die Zellen, deren dicke Mauern alles schluckten.

Schreie, Stöhnen, das Schnarchen der Männer - sie waren einfach perfekt. Ein Bunker, wie er dichter nicht hätte sein können.

Cabal schlief und träumte.

Es waren keine normalen Träume, sondern die traumatischen Vorstellungen eines Wahnsinnigen.

Bilder wie aus der Hölle schickte ihm das Unterbewußtsein. Grauenhafte Szenen, die ein normaler Mensch nicht beschrieben hätte.

Phantastereien, Orgien der Gewalt und der Folter. Geleitet von der schrecklichen Kraft eines Götzen, den sich die beiden Brüder als Gott ausersucht hatten. Sie wollten so etwas wie unsterblich werden, sie wollten eingehen in die Hierarchie der Dämonen. Sie warteten darauf, die Schwelle vom Menschen hin zum schwarzmagischen Wesen überschreiten zu können, und das kostete Opfer.

Diese Opfer - Menschen - mußten gebracht werden, und so war der Weg des Grauens vorgezeichnet.

Cabal schlief.

Cabal träumte.

Und Cabal erwachte plötzlich!

Ihm war, als hätte ihm jemand einen harten Stoß versetzt. Brutal wurde er aus seinen schlimmen Träumen gerissen. Er öffnete die Augen, ohne jedoch mehr sehen zu können. Die stickige Finsternis umgab ihn wie ein lichtloses Zelt.

Er bewegte sich nicht, bis auf die Augen. Doch in seinem Hirn jagten sich die Gedanken.

Was war geschehen? Daß er mitten in der Nacht erwachte, mußte seinen Grund gehabt haben. Ohne ein Motiv wurde er niemals aus dem Schlaf gerissen.

Cabal stand nicht auf. Er kümmerte sich nicht um seinen Körper. Wichtig war das Gehirn. Es arbeitete, es funktionierte, es dachte nach, es mußte eine Botschaft bekommen haben, die ihn aus traumatischen Tiefen hervorgerissen hatte.

Cabal war hellwach.

Seine Zunge bewegte sich im Mund, ohne dort zu bleiben, denn sie durchdrang den Spalt zwischen den Lippen, und dicker, feuchter Schleim trat hervor.

Er bewegte die Augen. In seiner Kehle saß etwas fest, das er als Druck ansah. Kälte hielt ihn erfaßt und rieselte über seinen gesamten Körper. Der Druck in seinem Kopf nahm zu. Er überlegte, er dachte

nach, aber seine Gedanken streiften ins Leere. Es war niemand vorhanden, der ihm eine Botschaft gab.

Trotzdem mußte etwas passiert sein.

Cabal wartete und hoffte darauf, daß ihn abermals eine Botschaft erreichte, diesmal aber würde er hellwach sein und sie genau unter die Lupe nehmen.

Nichts passierte.

Die Zeit glitt dahin.

Sie war wie ein Fluß, den er nicht aufhalten konnte. Er wußte auch nicht, wie lange er wach lag und nachdachte, aber er war davon überzeugt, daß er nicht im Stich gelassen worden war.

Shango!

Zuerst dachte er den Namen nur, dann flüsterte er ihn, und er sprach dabei jeden Buchstaben deutlich aus.

Sein Bruder würde kommen. Sein Bruder hatte ihn geweckt. Es war eine Botschaft gewesen, nun wußte er es überdeutlich, und er kannte auch Shango. Der würde sich mit der einen Botschaft nicht zufriedengeben. Er würde versuchen, eine weitere zu senden, und darauf genau wartete Cabal.

Sie traf ihn.

Es war der Schmerz in seinem Hirn, der ihn erwischte. Dieses verdammte Feuer, das durch den Kopf jagte und sich ausbreitete wie ein Netz. Aus der liegenden Position schnellte Cabal hoch. Hätte er sich jetzt im Spiegel gesehen, hätte er sein von Entsetzen gezeichnetes Gesicht sehen können, aber er sah sich nicht. Cabal war zu einem Teil der Dunkelheit geworden, allerdings zu einem Part, der lebte.

Wieder der Stich.

Er zuckte durch seinen Kopf, als wollte er ihn in mehrere Teile spalten.

Cabal hatte Mühe, Luft zu bekommen. Er atmete mit offenem Mund, er saugte die schlechte Luft zwischen den Wänden in sich hinein, er trank sie wie Wasser.

Was war passiert?

Das ruhige Sitzenbleiben gelang ihm nicht mehr. Seine Handflächen glitten über die schmutzige Decke hinweg, sie knüllten den Stoff zusammen, und er stellte sich dabei vor, daß es die Hälse eines Menschen waren. Irgend etwas mußte mit seinem Bruder geschehen sein. War er gefangengenommen worden? Hatte er ihm deshalb einen Hilfeschrei geschickt, oder was war mit ihm passiert.

Kontakt!

Cabal brauchte den Kontakt, und er hoffte, daß es sein Shango beim zweiten Versuch schaffte.

Aber dieser Schmerz in Cabals Kopf war so anders gewesen. Als hätte er die Folter und Qualen seines geliebten Bruders mitbekommen.

Wenn das stimmte, mußte Shango angegriffen worden sein.
Wer steckte dahinter? Wer von den verdammten Menschen hatte die Macht, so etwas zu tun?
Wieder erwischte es ihn, wieder krümmte er sich. Diesmal nicht so stark, denn der erneute Kontakt fiel bereits in die Normalität. Shango wollte etwas von ihm und würde sich auch melden.
›Cabal…‹
Die Augen des Angesprochenen leuchteten auf. Er hatte den Bruder erkannt, Shango lebte also noch, nur war sein Ruf ziemlich schwach gewesen. ›Ich höre dich…‹
›Das ist gut.‹
›Was ist geschehen?‹
›Jemand ist da.‹
Schweigen, keine weitere Erklärung mehr. So konnte der Gefangene nachdenken, und es waren keine positiven Gedanken, die ihm durch den Kopf streunten. ›Von wem… wen meinst du?‹
›Ein Fremder. Ich habe ihn gespürt. Ich bekam Kontakt. Er ist anders als die normalen Polizisten.‹
›Wie denn?‹
›Er besitzt etwas, das uns gefährlich werden kann. Eine Waffe, mit der wir nicht gerechnet haben.‹
›Kannst du sie erklären?‹
›Nein, das kann ich nicht. Ich spürte sie nur. Ich wollte sie zerstören, aber sie hielt stand. Die Waffe hielt mir und auch der Kraft unseres Götzen stand.‹
›Was ist mit dem Mann?‹
›Er lebt noch.‹
›Kennst du seinen Namen?‹
›Nein, aber die Kraft meines Kontakts schleuderte ihn zu Boden. Er war ebenso überrascht wie ich.‹
Cabal mußte erst nachdenken. Es fiel ihm schwer, weil einiges durch seinen Kopf jagte. ›Ich kann dir nicht helfen, Bruder. Kennst du den Namen unseres Feindes?‹
›Nein.‹
›Und was willst du tun?‹
›Ich muß versuchen, ihn auszuschalten. Ich muß den Anfängen wehren. Er darf nicht am Leben bleiben.‹
Cabal sagte nichts. Er wollte sich nicht einmischen. Wenn Shango es für richtig hielt, würde er sich auch nur vor dem geringsten Widerspruch hüten.
›Hörst du mich noch?‹
›Ja. Aber wo bist du?‹
›In einem Park. Ich habe mich versteckt. Die Nacht ist kalt, doch mein Blut ist heiß. Es kocht. Es verlangt nach Rache. Ich werde mich

rächen, Bruder.‹

›Das will ich auch meinen.‹

›Dann lasse ich dich jetzt allein.‹

›Und wann holst du mich raus, Shango? Hast du dir bereits einen Plan zurechtgelegt?‹

Es dauerte einige Sekunden, bis Cabal eine Antwort bekam. ›Ich werde kommen, Bruder. Ich habe mir bereits die Umgebung angeschaut, in der du lebst. Ich werde bald bei dir sein. Es ist alles einsam. Ich spüre den Wald und den Sumpf. Wir werden das Moor zu einem Massengrab machen. Niemand wird uns aufhalten können, auch der Fremde nicht…‹

Seine Botschaft wurde dünner. Cabal hörte sie nicht mehr so gut, wie er sie hätte eigentlich hören müssen. Er wollte noch eine Frage stellen, es gelang ihm aber nicht mehr, der Kontakt war abgerissen.

Wieder allein.

Umgeben von einer tintenschwarzen Dunkelheit und auch den nächtlichen Geräuschen, die aus den andern Zellen an seine Ohren drangen. Er hörte das Schnarchen, das leise Jaulen, manchmal das Brummen der Stimmen. Er bekam alles mit, sogar das dünne Wimmern, das einer der Gefangenen im Traum ausstieß.

Es war wie immer.

Trotzdem war es anders geworden. Cabal wußte es genau. Da war jemand erschienen, mit dem selbst Shango nicht zurechtkam. Ein Mann mit einer gefährlichen Waffe, und er würde sich zusammen mit ihr gegen die beiden stellen.

Cabal rutschte von seiner Pritsche. Er kannte sich auch ohne Licht in der Zelle aus. Der Mörder tappte auf die Gitterstäbe zu und umklammerte zwei von ihnen.

Dann preßte er sein Gesicht so hart gegen den kalten Stahl, daß es weh tun mußte.

Er hatte gehofft, er hatte gebangt, er hatte, wie auch Shango, auf den Götzen vertraut.

War es falsch gewesen?

Cabal wußte es nicht. Er wollte jedenfalls sein restliches Leben nicht in diesem Verlies verbringen…

***

Shango schüttelte den Kopf!

Er hockte hinter einem kleinen Denkmal auf dem kalten Boden und war froh darüber gewesen, den Kontakt mit Cabal bekommen zu haben. Sein Bruder wußte Bescheid, daß es Schwierigkeiten geben konnte, aber seine Pläne hatte Shango deshalb noch lange nicht aus den Augen verloren. Er würde sie durchziehen, er würde weiter morden. Noch ein Opfer und noch eines, und dann würden sie anders

über seinen Bruder denken. Sie würden nervös werden und nach einer Möglichkeit forschen, wie sie weitere Tote vermeiden konnten.

Es gab diese Chance!

Shango würde sie ihnen erklären. Sie brauchten nur den Bruder freizulassen. Nicht mehr und nicht weniger. Sollten sie es nicht tun, würde es weitere Opfer geben, denn Shangos Waffe lechzte nach Blut. Er hatte bewußt mit Cabal Kontakt aufgenommen, denn er wollte ihn nicht im unklaren lassen.

Sie würden sich auch an ihn wenden und ihn mit den neuen Tatsachen konfrontieren. Sie würden ihn wahrscheinlich verhören, weil sie davon ausgingen, daß er mehr wußte, und sie würden ihn unter Druck setzen.

Dem mußte er gewachsen sein, deshalb war es gut so, daß er eingeweiht worden war.

Shango erhob sich.

Nacht im Central Park. Das bedeutete für die meisten Menschen, sich davon fernzuhalten, denn unsichtbar schwebte in dieser tiefen Finsternis auch die Angst mit.

Davon spürte Shango nichts.

Er fürchtete sich nicht, er fürchtete sich vor niemandem, bis auf eine Ausnahme, obwohl dieser Mann ihn auch nicht das Fürchten lehrte. Eine gewisse Unsicherheit blieb schon zurück.

Bisher war er noch auf keinen Menschen gestoßen, der ihm ebenbürtig gewesen wäre. Sollte das hier anders sein? Ausgerechnet hier in New York, in dieser großen, von Menschen überquellenden Stadt?

Er konnte es kaum glauben und wollte auch nicht daran denken. Da war ein besonderer Feind, das stand fest, und dieser Feind hatte auch den Kampf aufgenommen.

Er sollte ihn haben!

Shango löste sich aus der Deckung des Denkmals. Seine Waffe benutzte er als Stock, die Spitze wies nach oben, und seine Gedanken kreisten jetzt um den Blonden.

Wo waren sie zu finden?

Es mußte ihm gelingen, Kontakt mit ihm aufzunehmen. Eine andere Chance hatte er nicht. Kontakt mit dem Mann, der ihm gefährlich werden konnte. Irgendwo in dieser großen Stadt lebte er. Er hatte sich zurückgezogen oder versteckt. Shango konnte nicht jedes Haus oder jedes Hotel durchsuchen, er mußte sich dabei auf seine Kräfte verlassen, die ihm mit auf den Weg gegeben worden waren.

Er würde ihn finden. Durch die Waffe des anderen konnte er den Weg einschlagen.

Shango schlich durch den stockdunklen Park. Nur wenige Laternen gaben ihr Licht ab. Zwar gab es genügend, aber deren Kuppeln waren

durch Steinwürfe zerstört worden.

Es herrschte auch keine Ruhe im Park. Shango dachte dabei nicht allein an die Stimmen, die er vernahm, sie waren ja normal, aber die Dunkelheit um ihn herum war zudem gefüllt von bösen Gedanken, von Strömen, Auren und Frequenzen.

Seine sensiblen Sinne nahmen alles wahr. Er kam sich vor wie jemand, der seine Antennen ausgestreckt hatte, der tastete, um das Optimale zu finden.

Irgendwo mußten sie lauern, und sie hatten Böses im Sinn. Menschen, die andere überfallen, verletzen oder töten wollten. Andere, die den Park trotz zahlreicher Warnungen betreten hatten. Die so mutig gewesen waren, um sich selbst bestätigen zu wollen.

Shango war es egal. Er kannte die Angst nicht. Hochaufgerichtet schritt er über die Wege. Er sah in der Dunkelheit wie ein Tier. Er spürte den Wind, der hier längst nicht so frisch war wie in seiner Heimat. Er nahm die Ausdünstungen der Menschen wahr, und er blieb an einer Kreuzung stehen.

Nicht weit von ihm entfernt, hockte eine Gruppe junger Leute zusammen. Sie hatten drei Bänke in Beschlag genommen und waren dabei, Beute aus mehreren Säcken zu verteilen.

Shango beobachtete sie eine Weile. Dann zog er sich wieder zurück. Er wollte zwar die Konfrontation, aber nicht diese. Auf seiner Liste standen andere.

Unter anderem ein Mann namens Walter Bing!

Dieser Name hatte sich in sein Gedächtnis gebrannt.

Er war Staatsanwalt gewesen, der oberste Ankläger dieser verfluchten Stadt.

Ihn würde er sich holen.

Nicht in dieser Nacht, in der nächsten, denn in dieser mußte er herausfinden, wo sein eigentlicher Feind sich versteckt hielt.

Es war der Fremde mit der Waffe. Er würde sich ihm auf telepathischem Wege behutsam nähern, ihn nicht mal angreifen, sondern nur feststellen, wo er sich aufhielt.

Dazu brauchte Shango Ruhe.

Er fand sie auf einer einsam stehenden Bank, die zudem gut geschützt lag, weil sie der mächtige Schatten eines Baumes deckte. Dort ließ er sich nieder.

Shango streckte die Beine aus und wirkte dabei wie ein Mensch, der sich entspannt hatte, nicht wie einer, der über einen grausamen Mord nachdachte…

***

Kaffee tranken nur Abe Douglas und ich. Suko hatte sich für Tee entschieden.

Wir saßen in der Bar des Hotels beisammen. Nur ein Thema beherrschte unsere Unterhaltung - Shango und Cabal.

Keiner von uns wußte so richtig, wie er an Shango herankommen konnte. Bei Cabal war das kein Problem, doch wir wollten auch nicht in die Zelle gehen, noch nicht, denn möglicherweise kam er sich dann zu wichtig vor. Diesen Triumph gönnte ihm keiner.

Abe Douglas hatte die Liste ausgebreitet. Auf dem Computerausdruck standen die Namen all derjenigen Personen, die mittelbar oder unmittelbar an diesem Prozeß beteiligt gewesen waren, und wenn ich auf die Liste schaute, bekam ich leichtes Magendrücken. Es waren einfach zu viele, zu viele Opfer.

Der Meinung war auch Suko. Er drückte sich in dem schmalen Sessel zurück und schüttelte den Kopf. »Das ist wirklich ein Hammer, Freunde. Sind wir überhaupt in der Lage, all die Menschen zu beschützen?«

Abe trank seine Tasse leer und stellte sie hart auf die Untertasse zurück. »Nein, das sind wir nicht. Ihr habt ja gehört, was der Staatsanwalt gesagt hat. Zuwenig Leute.«

»Man muß sie eben woanders herholen«, schlug Suko vor. Er erntete nur ein Abwinken, und auch das sah müde aus. »Dieser Bing ist kein Mensch, der deswegen die Nationalgarde bemüht. Es würde seinem Image schaden, denn dann würde man sagen: Klar, wenn ich die Nationalgarde oder Leute von der FBI-Schule in Quantico hole, kann ich jeden Killer jagen. Das ist keine Kunst. Aber allein und mit den normalen Mitteln ihn zu stellen, das ist es doch, was einen Top-Polizisten auszeichnet. Bing wird sich profilieren wollen, auch wenn es Opfer kostet.« Abe sah mein skeptisches Gesicht und lächelte bissig. »Das will nicht in meinen Kopf hinein, John.«

»Stimmt. Bei uns ist es anders.«

»Wir sind hier in den Staaten. Hier ist die Justiz oft zu sehr mit der Politik verknüpft. Bings Fernziel ist es, Bürgermeister zu werden. Wenn er mal kandidieren wollte, dann müssen in seiner Vita Erfolge verzeichnet sein, sonst braucht er nicht erst anzutreten.« Der G-man schlug auf die Liste. »Wenn wir nur wüßten, wen sich Shango als nächsten ausgesucht hat, könnten wir etwas versuchen. Aber er geht dabei nach keiner Regel vor. Er nimmt nicht zuerst den Richter, den Attorney oder mich ins Visier, nein, er fängt von unten an und hält sich an die Schwachen.«

»Bin ich schwach?«

Suko und Abe schauten mich überrascht an. »Moment mal«, sagte Douglas, »soll das heißen, daß du damit rechnest, als erster von uns auf seiner Liste zu stehen?«

»In gewisser Weise schon.«

»Verstehst du das, Suko?«

Der Inspektor deutete ein Nicken an. »Ich glaube es zumindest.«

»Dann macht mich schlau.«

Das tat ich. »Es ist ja so, Abe. Ich habe doch den Kontakt gehabt, den plötzlichen Schmerz gespürt. Wie es mir ergangen ist, muß es auch Shango gespürt haben. Er wird jetzt wissen, daß es jemand gibt, der ihm gefährlich werden kann. Die Ausstrahlung meines Kreuzes kann ihm nicht verborgen geblieben sein. Deshalb hat er es ja versucht, und deshalb stehe ich nun auf seiner Liste. So müssen wir das sehen. Er ist ja nicht dumm. Er wird wissen, daß wir versuchen werden, ihn zu stellen. Um aber Ruhe für seine eigentlichen Aufgaben zu haben, wird er sich an mich wenden. Dann hat er einen Feind weniger, denkt er.«

Abe Douglas nickte. »Da ist was daran«, sagte er, »ja, zum Henker, das kann ich nachvollziehen. Du auch, Suko?«

»Ich dachte es mir schon.«

Douglas überlegte. Er schaute sich in der Bar um, in der kaum Betrieb herrschte. An der Theke saßen zwei Frauen und zwei Männer. Sie kippten irgendwelche Schnäpse. »Wenn dem so ist, John, wie du es gesagt hast, und ich gehe einmal davon aus, dann müßte es doch eine Möglichkeit geben, auch den umgekehrten Weg zu gehen.«

»Du meinst, daß ich Kontakt aufnehmen soll?«

»Ja. Nur so können wir ihn finden.«

Ich streckte die Beine aus. »Nicht schlecht gedacht, Abe, wirklich nicht, aber es gibt da einen Denkfehler in deiner Rechnung. Mein Kreuz wird den Weg kaum finden. Ich selbst fühle mich nicht in der Lage, durch diesen Talisman den anderen zu finden. Ich kann ihm nicht befehlen, Kontakt aufzunehmen. Ich kann es aktivieren, aber nicht auf diese Art und Weise. Da muß schon der Feind in der Nähe sein. Das Kreuz ist also kein Sucher, so leid es mir tut.«

»Schade.«

»Meine ich auch.«

»Ich gehe davon aus«, sagte der G-man, »daß in dieser Nacht nichts mehr passieren wird. Die Menschen, die auf der Todesliste stehen, halte ich für sicher. Shango könnte andere Probleme haben. Dein Erscheinen wird ihn ebenfalls überrascht haben. Vielleicht hat er sich verkrochen und denkt ebenfalls über Möglichkeiten nach.«

»Das sehe ich auch so.«

Douglas legte den Kopf schief. »Trotzdem warte ich förmlich darauf, daß er mich besucht.«

»Nimm ihn nicht auf die leichte Schulter«, warnte Suko. »Sobald jemand mit den Mächten der Finsternis paktiert, ist er im Prinzip nicht mehr berechenbar.«

»Ja, das kann sein.« Douglas streckte seine Arme aus und erhob sich. »Ich denke, ich werde mal mein Bett aufsuchen, irgendwo habe ich es mir verdient, und ihr auch.«

»Das will ich wohl meinen.«

Wir brachten den Kollegen noch bis zum Aufzug. New York war eine Stadt, die nie schlief. Es herrschte immer Trubel, es waren immer die Geräusche vorhanden, und das Jaulen der Polizeisirenen erklang in der Nacht noch lauter als tagsüber.

Abe reichte uns die Hand. »Soll ich sagen, schlaft gut?«

»Es wäre am besten«, meinte Suko.

»Dann okay.«

»Wir rufen an.«

»Tut das.« Er wollte schon gehen, blieb aber noch stehen. »Ach ja, da ist noch etwas. Sollte ich nicht im Büro sein, könnt ihr euch denken, mit wem ich eine kleine Unterhaltung führe.«

»Walter Bing.«

Abe fletschte die Zähne. »Richtig, und ich freue mich schon wahnsinnig auf ihn.«

»Nimm den Hammer mit«, sagte Suko zum Abschied.

Der FBI-Mann zwinkerte uns zu. »Ich werde es mir überlegen, Freunde…«

***

Es dauerte nicht lange, bis ich wieder allein in meinem Zimmer war. Suko war in seiner Bude verschwunden und hatte mir zuvor erklärt, daß die tiefe Ruhe ihn wohl nicht überkommen würde. Dazu war die Vergangenheit zu aufregend gewesen.

Ich war der gleichen Meinung.

Trotzdem hatte ich mich aufs Bett gelegt und nicht mal die Kleidung abgelegt, sondern nur die Schuhe ausgezogen. Welcher Teufel mich geritten hatte, das zu tun, wußte ich selbst nicht genau. Es konnte daran liegen, daß ich mit unliebsamen Überraschungen rechnete, und davor wollte ich irgendwie gewappnet sein.

Ich lag auf dem Bett und suchte den Schlaf, den ich nicht finden konnte.

Natürlich waren mir die Gründe bekannt. Zum einen lag es an Gestalten wie Shango, zum anderen aber auch an der sichtbaren Umgebung, denn mich störte bereits das Summen der Klimaanlage. Sie war einfach zu laut.

Zudem kam dieses Hotel ebensowenig zur Ruhe wie die Stadt selbst die Wände erschienen mir zu dünn, ich hörte aus den verschiedenen Richtungen zahlreiche Geräusche, die allesamt über meinem Kopf zusammenbrandeten, als wären sie eine Glocke.

Und ich dachte an Shango!

Ich wußte nur, daß er in der Stadt war, gesehen hatte ich ihn nicht, dafür gefühlt. Er geisterte durch New York, er war der Rächer, er war auf Tour, wahrscheinlich suchte er mich, und wenn er es wollte,

würde er auch Kontakt finden.

Auf der Brust lag das Kreuz. Ich spürte seinen Druck. Vielleicht auch nur deshalb, weil ich mich auf diese Stelle konzentriert hatte.

Vibrierte es? Gab es Wärme ab? Versuchte jemand, dieses Kreuz als einen Katalysator einzusetzen, um an mich heranzukommen? Mein Feind kämpfte im Namen des Leibhaftigen. Er diente dem Teufel, einem Dämon, aber nicht *dem* Teufel.

Voodoo!

Für mich war es noch der Oberbegriff. Ich wußte sehr wohl, daß es noch zahlreiche Orte auf dieser Welt gab, wo Menschen den Zauber praktizierten.

Cabal war ein Farbiger. Er stammte aus der Karibik. Dort gab es genug Zauberer und geheimnisvolle Menschen, die dem Voodoo-Kult frönten. Wenn sie aus ihrer Welt in die Zivilisation hineinstießen, prallten zwei Gegensätze aufeinander, und es mußte nicht stimmen, daß die moderne Technik gewann. Oft genug hatte ich erlebt, wie mächtig und stark die alte Kraft war.

Shango lauerte.

Ich stellte mir vor, wie er durch New York streifte. Möglicherweise sogar verunsichert, weil er mich eben mit der gleichen Intensität gespürt haben mußte, wie ich ihn gespürt hatte. Es konnte sein, daß sich unsere Kräfte gegenseitig aufgehoben hatten.

Ich hatte das Licht im Zimmer nicht eingeschaltet. Trotzdem war es nicht völlig dunkel. Das Viereck des Fensters ließ einen schwachen Schein hindurch. Kein Mondlicht, sondern Widerschein der Leuchtreklame, die auch in der Nacht nicht ausgeschaltet wurde. Denn New York - auch Big Apple genannt - lebte vom *Push,* vom Kaufen, von der Werbung, der Hektik.

Der Gedanke an Shango verschwamm. Es kam mir vor, als würde er durch ein fließendes Gewässer aufgelöst und gleichzeitig weggetragen. Irgendwohin, wo ich ihn nicht erreichen konnte, und die Müdigkeit fiel mich an wie dicker Leim.

Ich sank zusammen. Ich rollte mich zusammen. Arme und Beine verkürzten sich, gleichzeitig schrumpfte auch mein Körper, bis ich nur mehr so groß wie eine Faust war.

Ich tauchte weg.

Es war kein Schlaf, den ich mir gewünscht hätte. Zwar war die Tiefe vorhanden, aber dennoch anders als sonst.

Ich trieb dahin in einem dunklen Fluß, die Strömung spielte mit mir. Sie überschüttete mich mit brackigem Wasser, und ich war nicht mehr in der Lage, Luft zu holen. Etwas preßte meine Brust zusammen. Das Böse näherte sich mir wie ein dunkler Alp, der sich auf meine Brust hockte, als wollte er mich regelrecht erdrücken.

Ich schlief, hörte mich selbst Luft holen, ohne daß ich allerdings

erwachte.

Bis mich die Strömung noch weiter in die Tiefe zerrte. Ich bekam keine Luft mehr, die Schatten umtanzten mich, ich riß weit den Mund auf und vermeinte, das brackige Wasser zu schmecken, das allerdings nicht feucht, sondern staubig war.

Dann erwachte ich.

Der Schrei löste sich aus meinem Mund. Ich setzte mich aufrecht, ohne es direkt zu merken. Kälte und Wärme zugleich fluteten als zwei gegensätzliche Ströme durch meinen Körper. Sie trafen sich irgendwo in der Herzgegend und sorgten für ein steigendes Gefühl der Angst.

Ich war wach.

Wirklich wach?

Nein, es war anders. Ich fühlte mich in einem Traum gefangen. Noch immer litt ich unter den Nachwirkungen dieses Alptraums, und ich wußte auch, daß ich mich aus diesem Gefängnis so leicht nicht würde erholen können. Es war zu schlimm.

Schweißnaß hockte ich im Bett, das Gesicht in den Händen vergraben. Mein Herz schlug schneller als gewöhnlich. Nichts hatte sich im Zimmer verändert, das sah ich als ich die Hände sinken ließ, und doch war es nicht mehr so wie vor dem Einschlafen.

Eine fremde Kraft hatte Einzug gehalten. Sie war Hineingekrochen. Sie hatte sich weder durch Wände noch durch andere Dinge aufhalten lassen, sie beherrschte dieses Zimmer und lag unsichtbar zwischen mir und der Tür.

Ich selbst fühlte mich so ungewöhnlich erschöpft, als läge ein harter Kampf hinter mir. Ich fragte mich auch, warum mein Kreuz nicht reagiert hatte, kein Brennen, keine Hitze, kein feuriger Stoß, der mein Gehirn erwischte.

War das *andere* stärker gewesen?

Daran wollte ich nicht glauben, und es gelang mir zum Glück, meine Emotionen auszuschalten und die Gedanken in die richtigen Bahnen zu lenken.

Ich mußte den Realitäten Tribut zollen. Ich würde den Kampf aufnehmen, mochte der Feind auch noch so mächtig sein. Daß er hier in der Nähe lauerte, stand für mich fest. Er hatte mich also gefunden. War es nicht das, was ich gewollt hatte?

Noch saß ich. Sekunden später standen meine Füße in den Schuhen. Es waren dicke Winterslipper mit weichen Sohlen, und ich brauchte sie nicht extra zuzuschnüren.

Ich stellte mich hin - und hatte das Gefühl, mich irgendwo festhalten zu müssen.

So ähnlich kam ich mir vor, wenn ich ein oder zwei Gläser zuviel getrunken hatte, und ich gab mir selbst den Befehl, mich am Riemen zu reißen. Auf keinen Fall wollte ich mich fertigmachen lassen, das

Grauen sollte nicht gewinnen.

Ich ging durch das Zimmer. Der Griff nach meinem Jackett geschah so, als wäre eine Automatik eingeschaltet worden. Ich streifte es über und bewegte mich auf die Tür zu.

Wollte ich das überhaupt?

In dem winzigen Flur blieb ich neben der Tür zum ebenfalls winzigen Bad stehen und dachte darüber nach. Nein, von einem gesteuerten Wollen konnte eigentlich keine Rede sein. Warum trieb es mich trotzdem dazu, das Zimmer zu verlassen?

Es lag nicht an mir, nur an *ihm.* Und dieser Grund hatte auch einen Namen.

Shango!

Nahezu erleichtert dachte ich an ihn. Auch daran, was Suko, Abe und ich besprochen hatten.

Shango war unterwegs. Shango suchte seine Feinde, um sie aus dem Weg zu räumen, und mit mir würde er den Anfang machen.

Er lockte mich.

Ich hörte ihn nicht, seine Stimme war nicht in meinem Gehirn, aber ich spürte ihn.

Deshalb öffnete ich die Tür.

Der Hotelflur war menschenleer. Das schwache Licht der Lampen fiel auf den grünbraunen Teppichboden. Meine Sohlen schleiften über den Boden. Wieder teilten sich in meinem Innern Kälte und Hitze auf. Sie erreichten meinen Kopf, den Rücken, und einmal fror ich, zum anderen aber schwitzte ich auch, ein ewiges Wechselbad.

Wohin?

Ich ging einfach geradeaus.

Zimmer für Zimmer passierte ich. An Suko dachte ich nicht mehr. Ich sah ein Bild vor meinem geistigen Auge, ohne es erkennen zu können. Es war nur mehr ein Schatten, ein verschwommener Fleck, der etwas Gnadenloses ausstrahlte, als würde er den Spruch im Namen des Leibhaftigen wörtlich nehmen.

Vor dem Lift blieb ich stehen. Mir standen zwei Türen zur Auswahl am Ende des Flurs, wo auch einige Zierpalmen standen, deren Blätter von einer dicken Staubschicht bedeckt waren.

Ich stand da und wartete.

Mein Herz schlug.

Der Rhythmus war okay. Das war in der letzten Zeit nicht immer so gewesen. Noch vor einigen Sekunden hatte es sich anders angehört. Daß es wieder normal schlug, mußte daran liegen, daß ich mich auf dem richtigen Weg befand, der leider nicht von mir, sondern von einem anderen vorgezeichnet worden war.

Shango führte mich…

Er war in diesem Augenblick der Meister, der mich zu seiner

Marionette degradiert hatte.

Ich drückte auf den entsprechenden Kontakt, um den Lift hochzuholen. Lang brauchte ich nicht zu warten, um über die Schwelle zu treten. Dabei warf ich einen Blick auf meine Uhr.

Der Tag war genau drei Stunden und vier Minuten alt, als sich hinter mir die Tür schloß.

Allein stand ich in der Kabine. Ich verdrehte die Augen, schaute zur Decke und auch auf die Anzeige mit den zahlreichen Etagenzahlen.

Welchen Knopf sollte ich drücken?

Mein rechter Zeigefinger glitt auf und ab, ohne sich jedoch festzulegen. Ich wartete tatsächlich auf eine Eingebung, ähnlich wie jemand, der sich mit seinem neuen Schicksal voll und ganz abgefunden hatte.

Nach Sekunden der Suche hatte ich mein Ziel, gefunden. Es war der Knopf ganz unten. Garage!

Dieses Hotel hatte eine eigene Tiefgarage, in der Gäste ihre Fahrzeuge abstellen konnten. Ein einsames Areal, besonders in der Nacht.

Ich brauchte nur anzutippen. Hinter dem Kontakt erschien ein Licht, und sofort sackte der Lift nach unten.

Er würde mich in die Garage bringen.

Aber was geschah dort? Hatte er mich gefunden? Hatte sich Shango die Garage als Ziel ausgesucht, um sie zu einem Totenplatz für mich zu machen?

Ich glaubte es und fuhr trotzdem hin…

***

Ein Schatten in New York! Ein böser, hungriger, mordgieriger Schatten, etwas anderes war Shango nicht, als er durch die Dunkelheit strich wie ein Tier auf der Suche nach Beute.

Auch er wollte seine Beute haben. Er brauchte sie. Er würde sie an sich reißen. Er liebte diese Beute, denn der Mensch, der seinen Tod erlebte, gab ihm Kraft.

Shango hatte ihn gefunden. Sein Schädel war es gewesen, der ihm den Weg gezeigt hatte.

Bisher war New York für den Mann aus der Karibik ein einziges Labyrinth gewesen, ein Irrgarten ohne Anfang und Ende, eine Welt, in der es Strömungen gab, Gedanken und Energien, die nur von sensiblen Personen aufgespürt werden konnten.

In dieser Riesenstadt jemand zu finden, war nicht einfach, aber Shango hatte Glück. Hinzu kam sein unbeugsamer Wille, es erreichen zu wollen, alles andere würde sich dann von allein erledigen. Er vertraute diesem Glück, es war so wunderbar, es erleben zu dürfen, und er dachte daran, daß ihn ein Mächtiger führte.

Er verschmolz mit der Dunkelheit. Wurde er trotzdem gesehen, war er immer sehr schnell verschwunden, und die Zeugen, denen er aufgefallen war, glaubten an einen Spuk. So war es schon immer gewesen, nicht nur hier in New York, auch in seiner Heimat Haiti.

Er erschien, er hinterließ eine Aura des Bösen, und er war einen Atemzug später wieder verschwunden.

Einfach weg…

Es gab Menschen, die sich bekreuzigten, nachdem er an ihnen vorbeigehuscht war. In dieser Nacht hatte es keiner getan, in New York waren die Menschen eben nicht gläubig.

Die Nacht sonderte unzählige Geräusche und Gedanken ab. Sie war prall gefüllt, und ein Mensch wie Shango war in der Lage, all diese Dinge zu empfangen.

Sie störten ihn, er genoß sie nicht, er wollte sich auf sein Ziel konzentrieren, dem er immer näher kam. Die Botschaft stand, denn der Fremde besaß einen Gegenstand, der Shango abstieß und gleichzeitig anzog. Er kam damit nicht zurecht, es machte ihn nervös und würde ihn auch in seinen Aktivitäten behindern.

Im Namen des Leibhaftigen hatte er töten wollen, das aber mußte er vorerst zurückstellen.

Häuser wie Türme. Dunkel und trotzdem an gewissen Stellen erhellt, wo Licht durch Fenster streute. Autos mit bleichen Glotzaugen rollten an ihm vorbei. Er hörte Schreie und Gelächter, er sah Frauen, die trotz der Kälte nur leicht gekleidet waren, und er wich ihnen aus, weil er wußte, zu welch einem Gewerbe sie gehörten.

Aber er kam dem Ziel näher.

Irgendwann stand er neben einem Hydranten und schaute an einer hohen Fassade entlang.

Das Hotel!

Ein Klotz, ein Schatten in der Dunkelheit mit unterschiedlich verteilten hellen Augen, den Fenstern.

Jedes Fenster stieß seinen eigenen Atem aus. Er spürte die Anwesenheit der Menschen. Da waren ihre Seelen, ihr Fleisch, und Shango bewegte den Mund, als würde er kauen.

Er wollte ihn, aber nicht so, daß man ihn sah. Er mußte schleichen und einen Weg finden, um unentdeckt zu bleiben. Und dann würde er diesen Fremden holen.

Bevor er noch von einem Passanten angesprochen werden konnte, war er verschwunden.

Mit langen, raumgreifenden Schritten bewegte er sich auf das Hotel zu. Er mußte eine schmale Straße überqueren, ein Scheinwerferpaar erfaßte ihn, der Fahrer hupte, doch Shango kümmerte sich nicht darum.

Weiter, nur weiter…

An der Auffahrt des Hotels bewegte er sich erst gar nicht vorbei. Dort war es ihm zu hell. Er suchte nach einer anderen Möglichkeit, in diese Wohnburg zu gelangen, wobei er mit nahezu traumwandlerischer Sicherheit den Weg zur Tiefgarage fand. Eine schmale Abfahrt, die in einer Kurve dem Tor entgegenführte und einen tiefen Schatten warf.

Das Tor war verschlossen.

Shango blieb stehen und strich über den Totenschädel auf seinem Kopf. Sehr deutlich fühlte er die Vibrationen, die ihm sagten, daß sich der Feind in der Nähe aufhielt.

Er mußte nur an sie heran.

Durch das Tor kam er nicht, aber es gab an der Querwand schmale Fenster, deren Scheiben er nur einzuschlagen brauchte, um in das Hotel zu gelangen. Shango befand sich seitlich des normalen Eingangs. Das kam ihm sehr gut zu paß, auch deshalb, weil dieser Grund vom Niveau her tiefer lag als das normale Hotel.

Wie kam er herein?

Shango fand einen schmalen Weg. Er führte zu einer Seitentür, die auch noch zur Tiefgarage gehören mußte. Direkt vor der Tür endete der Weg, und ein relativ großer Platz breitete sich dort aus.

Dort waren einige Getränkekisten abgestellt worden. Aus einigen von ihnen schauten die Hälse leerer Flaschen hervor.

Shango versuchte es an der Tür.

Sie war natürlich verschlossen, aber nicht so fest zu, als daß sie sich nicht bewegt hätte, und er entdeckte plötzlich den Spalt zwischen Tür und Wand.

Breit genug für seine Waffe.

Shango hob den Speer an. Er schaute noch einmal nach und schob ihn dann in die Lücke.

Im Namen des Leibhaftigen! Er würde es schaffen, er vertraute auf seinen Helfer, und der Schädel auf seinem Kopf leuchtete plötzlich in einem fahlblassen Licht.

Er gab Shango das Signal - und auch die Kraft.

Die Tür knirschte, auch das Schloß bewegte sich. Er roch Mörtel und Staub, dann hörte er das leise Krachen, und die normale Tür war offen. Er hatte das Schloß gesprengt.

Shango war vorsichtig.

Ehe er die Tiefgarage betrat, schaute er sich um. Er wollte wissen, ob ihn jemand beobachtet hatte, denn Zeugen mußte er vernichten. Nein, hinter ihm war alles leer. Auch ein großes Hotel wie dieses mußte einmal ausatmen.

Dann ging er hinein.

Ein Schritt reichte aus, um von dieser anderen Welt verschluckt zu werden. Die Tür zerrte er wieder hinter sich zu. Niemand sollte diesen Einbruch zu schnell bemerken.

Die Garage war nicht zu groß. Da viele Hotelgäste mit dem Flieger anreisten oder mit Zügen, aber nur wenige mit Autos, blieb die Garage ziemlich übersichtlich.

Sie war nicht einmal unterteilt worden, sondern bestand aus einem großen Raum.

Shango verzog sein bemaltes Gesicht, als er die grellgelb gestrichenen Wände betrachtete. Er mochte die Farbe nicht, und erst recht nicht die bunten Plakatwände, auf denen zahlreiche Firmen für ihre Produkte warben, die eigentlich niemand brauchte, um überleben zu können.

Bei dem ersten Rundblick stellte er weiterhin fest, daß die Parktaschen allesamt besetzt waren. Zumindest konnte er keine Lücke entdecken, aber er suchte nach einem Versteck.

Seine dicken Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, als er den Geländewagen entdeckte, dessen Karosserie über die der anderen Fahrzeuge hinwegschaute.

Der Wagen war ideal für ihn.

Er lief auf ihn zu.

Es gefiel ihm nicht, daß das Fahrerhaus verschlossen war. Shango änderte dies, denn er brach es kurzerhand auf.

Dann kroch er hinein.

Er legte sich auf den Sitz, nachdem er die Tür zugezogen hatte. Schon kurze Zeit später war er in eine tiefe Trance gefallen, und dennoch dachte er nur an einen Mann.

Im Namen des Leibhaftigen! Ich werde ihn töten!

***

Diese Nacht wollte einfach nicht enden, das spürte auch Cabal. Er hatte sich wieder auf seine Pritsche zurückgezogen, nur Schlaf konnte er nicht finden, da sich in seinem Kopf eine gewisse Unruhe abspielte, die nicht normal war, die aber mit dem zu tun hatte, was sein mächtiger Bruder im Schilde führte.

Er hätte gern geschlafen, da er die Ruhe brauchte, um die großen Aufgaben angehen zu können.

Aber da war eine Kraft, die ihn nicht schlafen ließ. Sie peitschte ihn hoch, sie sorgte für die Unruhe, und er stand wieder auf.

Cabal lauschte in die Dunkelheit hinein, als könnte sie ihm eine Botschaft übermitteln.

Da war nichts.

Nur die üblichen Geräusche der anderen Gefangenen. In dieser Nacht störten sie ihn. Er brauchte seine Ruhe, um an die wirklichen Dinge heranzukommen. Er spürte, daß sein Bruder noch nicht aufgegeben hatte. Es war etwas da, er war unterwegs, und er sandte ihm, Cabal, auf dem telepathischen Weg die Botschaft zu.

Auf einmal lachte er.
Da hatte es ihn erwischt.
Es war wie ein Bannstrahl. Den Kontakt mit seinem Bruder erlebte er überdeutlich, und er hörte tief in seinem Gehirn die Botschaft des großen Shango, als hätte sie der Leibhaftige persönlich ausgesprochen.
›Töten! Ich werde ihn töten!‹
Mehr brauchte Cabal nicht zu empfangen. Seine Augen glänzten plötzlich, er kannte Shango, er wußte um dessen Versprechen, die noch immer eingehalten worden waren.
Ja, er würde es bringen.
Noch in dieser Nacht sollte sein Gegner fallen. Sollte er vom Erdboden verschwinden.
Cabal hatte sich lange genug beherrscht. Er konnte es nicht mehr. Er riß seinen Mund weit auf, die Augen waren dabei verdreht, und dann fing er an zu lachen.
Er hatte noch nie in einer Nacht so schrecklich gelacht. Es war auch mehr ein Schreien als ein Lachen. Er schlug dabei mit den Händen auf sein primitives Bett, und seine wilden Geräusche verhallten nicht ungehört. Sie weckten auch die anderen Gefangenen, die so reagierten, als hätten sie nur auf diese Störung gewartet.
Kaum aus dem Schlaf gerissen, sprangen sie hoch, schrieen und tobten ebenfalls, liefen auf die Gittertüren zu, umklammerten die Stäbe und rüttelten daran.
Zwei Aufpasser waren durch die Geräusche hochgeschreckt. Wütend griffen sie zu ihren Waffen.
Sie würden die Schlagstöcke einsetzen müssen, um wieder Ruhe zu schaffen.
Durch Knopfdruck schafften sie es, den Zellengang zu erhellen. Etwas verschlafen liefen sie in den Gang. Der erste Gefangene kriegte ihre Gefühle von Haß und Zorn zu spüren. Sie schlugen ihm gegen den Kopf. Der Mann taumelte zurück, beide Hände gegen die Stirnwunde gepreßt.
»Ruhe!« brüllten die Aufpasser und schlugen mit ihren Stöcken zu. Sie trafen Stäbe, Hände und Schädel. Sie wollten die nächtliche Stille haben, und nicht alle Gefangenen brachen zusammen.
Manche waren so hart oder verrückt, daß sie die Schläge einsteckten, lachten, obgleich das Blut über ihre Gesichter rann.
Die beiden Aufpasser erreichten auch die letzte Zelle.
Dort sahen sie Cabal!
Er hatte nicht den Fehler begangen und war nahe an das Gitter herangetreten. Er hielt sich in respektabler Entfernung auf und grinste die Wächter scharf an, während in seinen Augen ein brutales und gieriges Funkeln lag.
»Du warst es, nicht?«

»Was war ich?«

»Du hast als erster gelacht und geschrieen.«

Der Frager trat näher an die Stäbe. Er klopfte zuerst mit seinem Schlagstock dagegen, dann ließ er ihn an den Eisengittern entlanggleiten. »Wir haben es gehört, Hundesohn. Wir haben es sehr genau gehört. Und ich verspreche dir, daß du es nicht umsonst getan hast. Du kennst unsere Strafen. Du weißt, was wir mit aufsässigen Arschlöchern wie dir machen. Wir machen dich fertig, wir übergeben dich Jorge Gulda. Er wird dich unter seine Fittiche nehmen. Und wenn er mit dir fertig ist, wirst du als Haufen Dreck wieder zurück in deine Zelle kriechen.«

Cabal war unbeeindruckt. »Das ist die Nacht!« flüsterte er mit einer Stimme, die selbst dem Wärter Furcht einjagte.

»Was meinst du denn damit?«

»Die Nacht des Todes. Mein Bruder ist da. Shango - merkt euch den Namen. Er wird herkommen. Aber zuvor macht er diese Nacht zur Nacht des Todes. Es wird Blut fließen, sehr viel Blut, Menschenblut, und wir werden triumphieren…« Cabal riß die Arme hoch, als wollte er sich mit seinen Fingern durch die Decke bohren.

Die beiden Wächter begriffen nichts. Nur spürten sie instinktiv, daß sich in diesen Stunden tatsächlich etwas verändert hatte. Das Böse in diesem Gefängnis war noch stärker geworden.

ENDE des ersten Teils